Johann Lawson's
Doctors der Gottesgelehrtheit und Professors der Beredsamkeit und Geschichte zu Dublin,

Vorlesungen
über die
Beredsamkeit.

Zweyter Band.

Zweyte Auflage.

Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1777.

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber die Composition.

Die verschiedenen Theile der Beredsamkeit sind so genau miteinander verbunden, daß es kaum möglich ist von einem Theil zu handeln, ohne vorläufig etwas von einem folgenden zu sagen, oder das, was man schon gesagt hat, zu wiederholen. Die gleichen Gegenstände kommen öfters wieder zum Vorschein, doch in einem ganz andern Gesichtspunkt. Ich merke dieses an, weil ich, da ich von dem Schmuck überhaupt geredet, eint und anders anführen mußte, welches ich jetzt weitläuftiger auseinander setzen will. Ich hoffe auch, ihr werdet es um deswillen nicht für überflüßig und langweilig ansehen, weil wir schon oben etwas davon gesagt haben. In einem Gemählde, das verschiedene Figuren enthält, fällt Euch vorzüglich eine in die Augen; aber das hindert nicht, sie auch dann noch mit Vergnügen zu betrachten, wenn ihr die übrigen einzeln untersucht.

Es giebt verschiedene Arten, den gleichen Gedanken auszudrücken; und das kömmt daher, weil verschiedene Worte die gleichen Begriffe aus-

drücken, und diese Worte in eine verschiedene Ordnung gesetzt werden können. Allein, überhaupt davon zu reden, ist nur eine derselben vollkommen; eine einzige drückt den Gedanken mit aller möglichen Vollständigkeit aus. So ist auch, wenn wir ein Gemähld besehen, ein einziger Gesichtspunkt, in welchem uns das Ganze nach allen seinen Zügen richtig vorkömmt, und worinne wir Licht und Schatten in seinem richtigen Verhältnisse sehen. In einem jeden andern bemerken wir einige Verwirrung.

Daher ist offenbar, daß die Wahl des Ausdrukes, selbst da wo man nur wenige Gedanken ausdrücken will, ein Werk der Kunst ist. Allein wo die Kette der Gedanken verlängert wird, z. B. in einer Abhandlung, in einer Rede, wird diese Arbeit um so viel schwerer, weil sich die Verschiedenheit vermehrt hat. Diese Anmerkung führt uns zur Betrachtung desjenigen Theils der Beredsamkeit, welchen wir die Composition nennen, d. i. „die richtige Anordnung der „Worte in Absicht auf die Bedeutung und den „Schall.„

Was die Anordnung der Worte in Absicht auf die Bedeutung betrift, so müssen sie so gesetzt werden, daß man ihren Sinn vollkommen und deutlich einsehen kann. Hierüber habe ich das wichtigste schon gesagt: Hingegen über die Anordnung

ordnung der Worte in Absicht auf den Schall werd ich mich jetzt weitläuftiger erklären.

Ich nehme an, ihr habt die eigentlichsten Worte ausgewählt euere Gedanken auszudrücken, wozu eine vollkommene Kenntniß der Sprache erfodert wird in welcher ihr schreibet; ich nehme nämlich dieses an, insofern ihr in euerer Muttersprache schreibt, weil man meines Erachtens unmöglich eine todte Sprache so in seine Gewalt bekommen kann, daß man seinen Ausdruck leicht abändern, und doch allezeit bestimmt und eigentlich schreiben könne: Nun ist es darum zu thun, diese Worte in eine solche Ordnung zu setzen, daß sie das Ohr niemals beleidigen, sondern in den meisten Fällen vergnügen. Ich mache diesen Unterschied darum, weil es bey Materien, wo es nur um Beweise oder Unterricht zu thun ist, genug ist, wenn sie nicht beleidigen. In allen übrigen Fällen hingegen muß die Sprache harmonisch seyn; man muß gefallen, wenn man überreden will.

Die Griechen legten sich schon sehr frühe auf diese Kunst, und brachten es auch in derselben auf einen Grad der Vollkommenheit, den kein anders Volk, selbst die Römer, welche die Griechen nicht nur nachahmten, sondern mit ihnen sogar um den Vorzug stritten, bey allem ihrem Fleiß nicht erreichen konnten. Dionys von Halikarnaß hat uns eine Abhandlung von der Anord-

nung der Worte hinterlassen, aus welcher erhellet, wie viel Aufmerksamkeit die Griechen darauf verwendet, und zu was für einer beynahe unbegreiflichen Genauigkeit sie ihre Critick hierüber gebracht haben. Da diese Schrift nicht sehr weitläuftig ist, und viel merkwürdiges enthält, so will ich euch daraus keinen Auszug machen, sondern sie vielmehr euerer fleißigen Lectur empfehlen.

Das Studium der griechischen Originalschriften ist uns auch nicht allein darum nützlich, weil wir in Absicht auf die Composition in denselben die besten Muster finden, sondern auch darum, weil die griechische Sprache mit unserer sehr viel ähnliches hat. Wer jemals einen Versuch gemacht hat, einen claßischen griechischen Schriftsteller ins Englische zu übersetzen, muß bemerkt haben, daß diese beyden Sprachen viel ähnliches miteinander haben, und daß die eine oft natürlich in die andere überfließt.

Allein kaum ist etwas, worüber die Kunstrichter so sehr verschiedener Meynung sind, als der wahre und eigentliche Sinn der Vorschriften, welche uns die Alten über den Numerus und bestimmte Füsse in der Prose gegeben haben. Die genauen Zergliederungen, in welche sich die berühmtesten Kunstrichter (*) eingelassen, und das grosse

(*) Aristoteles, Cicero, Dionys von Halikarnaß, Quintilian, Longin.

grosse Gewicht welches sie darauf gelegt haben, zeigen uns, daß sie diese Materie weder für gleichgültig noch leicht angesehen. Man muß sich auch in der That nicht verwundern, daß hierüber manche Zweifel und Mißhelligkeiten entstanden sind: Denn meines Erachtens ist dieses eine Materie, von welcher wir uns unmöglich deutliche Begriffe machen können, weil sich beynahe alles auf die diesem Volk eigene Aussprache gründet, und davon die Länge oder Kürze der Sylben, folglich auch der Füsse gröstentheils abhängt. Wie können wir uns aber bey einem so grossen Abstand der Zeit davon deutliche Begriffe machen? Wir kennen ja selbst in Versen, die doch ein bestimmtes Sylbenmaaß haben, die richtige Aussprache nicht: Wir machen nach unserer Art zu lesen sehr selten einen Unterschied zwischen langen und kurzen Selbstlautern, die doch ohne Zweifel von den Griechen genau unterscheiden wurden; noch viel weniger kennen wir den Numerus der Prose, wo die Füsse nicht regelmäßig wiederholt werden, und wo keine bestimmte Regeln sind, sondern alles auf das Ohr ankömmt.

Die Wahrheit dessen, was ich jetzt gesagt habe, erhellet am allerbesten aus der Geschichte der Accenten, welche die neuern Griechen in der Absicht erfunden, damit sie die Aussprache der Alten erhalten könnten. Wozu dienten diese Accente?

Sie veranlasseten endlose Zänkereyen über ihren wahren Nutzen; und den unvernünftigen Fehler, der sich weit ausbreitete und noch nicht ausgerottet ist, daß, indem man das Sylbenmaß durch Accente bestimmte, man die gleichen Worte anderst in Versen und anderst in der Prose aussprach. Daher kam es, daß der richtige Abdruck griechischer Bücher so sehr erschweret wurde, ohne daß doch, so viel ich einsehe, die Accente einen beträchtlichen Nutzen gestiftet haben. Sie konnten auch wirklich ihren Endzweck nicht erreichen; denn da die Abänderung der Töne im Reden unendlich verschieden ist, so lassen sie sich auch nicht durch dergleichen Zeichen unterscheiden.

Das Beßte also, was wir von dieser rythmischen oder abgemessenen Prose sagen können, beruhet doch nur auf blossen Muthmassungen; und man handelt meines Bedünkens klüger, wenn man sich mit so ungewissen Speculationen gar nicht abgiebt, als wenn man darüber unnöthiger Weise viele Arbeit verliert: Noch viel weniger sollte man sich deßhalben in weitläufige Controversen einlassen. Ich gestehe es, daß man in den Schriften der Alten viele deutliche Spuren von dieser Kunst antreffe: Allein in einer so ungewissen Sache kann sich auch leicht viel Einbildung, Vorurtheile und Enthusiasmus einschleichen; und man sollte niemals einer Neubegierde allzustark nachhängen,

die

die nicht selten eingebildet, und niemals nützlich ist.

Einige eifrige Bewunderer der Beredsamkeit der Alten haben geträumt, sie könnten auch unsere Beredsamkeit dadurch vervollkommnen, wenn sie diese Regeln von dem Rythmus in der Composition auf unsere englische Sprache anwendeten. Bald nach der Widerherstellung der Wissenschaften machte man einen gleichen Versuch in der Dichtkunst. Es sind noch bis auf jetzt einige Versuche von der Art, und zwar von berühmten Verfassern (*), in der italiänischen, französischen und englischen Sprache übrig geblieben; und wer sich die Mühe giebt, sie zu lesen, dem wird es auch nicht fremd vorkommen, daß dieser Entwurf damals, und ich denke für immer, mißlungen ist: Denn nichts könnte gezwungener, hinkender und unangenehmer seyn als dergleichen Ausarbeitungen.

Wenn nun dieser Versuch in der italiänischen Sprache, die doch mit der lateinischen so nahe verwandt ist, nicht gelingen wollte, so mußte man in den beyden andern Sprachen diese Hoffnung um so viel mehr aufgeben, weil sie eine so grosse Menge einsylbigter Worte haben, und folglich nicht so leicht in Füsse gebracht werden können. Das gleiche Urtheil muß ich auch von dem Versuch fällen, unsere Prose nach den Regeln des prosai-

(*) Trißino, Ronsard, Philipp Sydney.

prosaischen Rythmus der Alten einzurichten. Dieser Versuch ist meines Erachtens um so viel chimärischer, je schwerer es aus dem obenangeführten Grunde ist die Prose in Füsse aufzulösen als aber Verse. In Versen sind sie deutlich bezeichnet, in der Prose hingegen muß das Gehör alles beurtheilen. Aus diesem allem möchte ich den Schluß machen, daß dieses ein fruchtloser Versuch sey, der uns aber sehr viel Mühe und Arbeit kosten würde, die wir anderwärts weit nützlicher anwenden könnten.

Allein, wenn ich diese Genauigkeit verwerfe, so muß man mich gar nicht so verstehen, als ob ich glaubte, man müsse sich wenig oder gar keine Mühe mit der Anordnung der Worte geben. Der Schall der Worte hat einen grossen Einfluß; denn was dem Ohr anstößig ist, wird auch nicht so leicht zum Herzen dringen, weil es schlecht vorgetragen wird: Daher ist es nothwendig, in der Anordnung der Worte gewisse Kunstregeln zu beobachten. Allein man muß hierinn die Wendungen, das Gewebe, oder, wie man insgemein sagt, das Genie einer Sprache sorgfältig zu Rathe ziehn: Denn die gleiche Sorgfalt, die in der einen Sprache sehr nützlich ist, kann in einer andern überflüßig oder gar schädlich seyn.

Ich will Euch über diese Materie einige Beobachtungen mittheilen, die mir über unsere eigene

Sprache

Sprache beygefallen sind. Wir haben bereits angemerkt, daß man nach der Auswahl eigentlicher und bestimmter Worte zuerst darauf sehen müsse: „Daß dieselbigen in eine solche Ordnung gestellt „werden, daß man ihren Sinn deutlich ein„sehen könne.„ Alle Versetzungen also, man mag sie des Nachdrucks oder des Wohlklangs halber gebrauchen, sind verwerflich, wenn sie der Deutlichkeit schaden, weil dadurch der Hauptendzweck der Sprache zerstört wird. Denn wer redt oder schreibt, thut es in der Absicht, daß man ihn verstehe. Diesen Fehler hat man den Römischen Schriftstellern vorgeworfeu.

„Ferner muß diese Anordnung der Worte das „Ohr niemals durch Mißtöne beleidigen:„ Z. B. durch keinen Zusammenstoß langer und offener Selbstlauter. Man sagt von dem französischen Dichter Malherbe, er habe diese Regel so genau beobachtet, daß man keinen solchen Hiatus in seinen Werken finde. Und einige spätere Schriftsteller dieser Nation behaupten, sie haben diese Regel auch auf die Prose ausgedehnt: Allein eine so weit getriebene Genauigkeit muß nothwendig sehr beschwerlich seyn; und vielleicht hat sie auch oft diese schlimme Folge, daß dadurch der Styl matt und kraftlos wird. Cicero macht hierüber diese Anmerkung: Habet ille tanquam hiatus concursu vocalium molle quiddam, & quod indicet

non

non ingratam negligentiam, de re hominis magis, quam de verbis laborantis. *Cic. de Orat.*

Die Römer vermidten diesen Zusammenstoß der Selbstlauter in ihren Versen durch Elisionen, welche ihre besten Dichter so gut zu behandeln wußten, daß ihre Gedichte dadurch neue Schönheiten bekamen; denn meines Erachtens geben sie Virgils Versification eine eigene Zierde. Milton hat in unserer Sprache, doch nur selten, einen ähnlichen Versuch gewagt, allein er hat keine Nachfolger bekommen.

Die Griechen bedienten sich bey dem Zusammenstoß der Selbstlauter keiner Elisionen; und darinn kömmt ihre Sprache, wie in vielen andern Stücken, mit der unsrigen ziemlich überein. Indessen müßt ihr doch auch hiebey Regeln beobachten: „Ihr müßt diesen Zusammenstoß der „Selbstlauter nicht oft, und nie zugeschwind „aufeinander, vorkommen lassen; nie bey ange„nehmen Materien, welche einen sanften anmu„thigen Styl erheischen.„ Woraus eine andere „Regel folgt: „Daß man denselben am vor„theilhaftesten bey denjenigen Gelegenheiten an„bringen könne, wo ein schläfriger, schwerfälli„ger und roher Styl schicklich ist.„

Eine zweyte Regel ist: „Nehmt Euch bey den „einsylbigten Wörtern in Acht, deren wir in un„serer Sprache eine grosse Menge haben.„ Man

findet

findet oft bey zwanzig derselben auch in unsern guten Schriftstellern beysammen, welches den Styl holpericht, schwer und verwickelt macht. Bemühet Euch also, diesen Fehler zu vermeiden; häuft nicht viele zusammen, sondern setzt, wenn es ie möglich ist, Worte von mehrern Sylben dazwischen, um diese abgebrochene Töne zu unterstützen, sie sanfter, und desto abgemessener zu machen.

Drittens „verdient auch die Länge der Perio„den euere Aufmerksamkeit.„ Zu der Zeit, da man anfieng unsere Sprache auszupoliren, dehnten unsere Schriftsteller oft ihre Perioden zu einer übermäßigen Länge aus; sie ketteten oft ununterbrochen durch ganze Seiten ihre Gedanken zusammen. Und dieses ist in dreyerley Absichten schädlich: Diese Länge der Perioden verursachet einigermassen Dunkelheit; das Gedächtniß wird dadurch überladen; endlich ist sie auch dem Ohr höchst unangenehm. Die Natur hat auch hierin gewisse Grenzen bestimmt, ausser welchen alles mißfällt. Ueberhaupt werden diese Grenzen durch die Beschaffenheit unsers Cörpers bestimmt, und in besondern Fällen durch die Kräfte eines Redners. So viel ihr deutlich aussprechen könnt, ohne am unrechten Ort wieder Athem zu schöpfen, oder die letzten Worte zu verschlingen, so viel könnt ihr in einem Perioden zusammenfassen. Wenn

man dieses Maaß überschreitet, so wird nicht nur das Reden dem Redner, sondern auch dem Zuhörer das Zuhören beschwerlich. Diesen Fehler finden wir bey einem sonst berühmten Schriftsteller, dem Lord Clarendon: Hooker und Rawleigh sind auch nicht frey davon.

Die Neuern, welche diesen Fehler einsahen, bemühten sich sorgfältig, denselben zu vermeiden; allein sie fielen oft in einen entgegengesetzten, vielleicht noch grössern; sie verkürzten ihre Perioden so sehr, daß dadurch der Sinn derselben getheilt und unterbrochen wurde; und gaben uns beynahe in jeder Zeile einen neuen Perioden.

Dieser Fehler hat einige schlimme Folgen mit dem andern gemein: Aus einer so gezwungenen Kürze entstehet Dunkelheit; so viele kleine Gegenstände fallen dem Gedächtniß zur Last. Ueberdieß zerstört dieser Fehler alle Harmonie. Lange Perioden können einer Rede Majestät und Ansehen geben; durch allzukurze hingegen wird sie verstümmelt: Jene geben oft dem Ohr zuviel, und diese zuwenig zu thun. Eine Aussicht auf die See, wo das Auge keinen festgesetzten Gegenstand hat, ermüdet sehr bald; aber noch viel unangenehmer ist es, wenn man auf allen Seiten eingeschränkt ist, und die Aussicht bey jedem Schritte wieder gehemmt wird.

Eine Ursache dieses Fehlers haben wir oben ange-

angezeigt, nämlich die Sorgfalt, den entgegengesetzten Fehler auszuweichen. Mir kömmt noch eine andere zu Sinn, die ich euerer Beurtheilung überlassen will.

Die poetische Schreibart, als die ältere, hatte allenthalben grossen Einfluß in die prosaische: So wie jene vollkommener wurde, ward auch diese verbessert; und so wie jene abnahm, ward auch diese verderbt. Zu den Zeiten der Königin **Elisabeth** war diejenige Versart Mode, die man **Stanzen** nennt. So harmonisch und majestätisch sie nun in Spencers Gedichten sind, so fällt man dabey doch leicht in diesen Fehler: Daß nämlich, weil sie lang sind, der Dichter in die Versuchung geräth, nach ihrer Länge auch seine Gedanken auseinander zu ziehen, und auf diese Weise nicht nur den Styl, sondern auch die Sache selbst zu entnerven. Eben denselbigen Gang nahm auch die Prose in diesen Zeiten; sie war voll, schallend, fliessend, aber der Ausdruck war allzureich, und die Perioden zugedehnt.

Nachher wurden die **Couplets**, die **Waller** verbesserte und **Dryden** vollkommen machte, der herrschende poetische Styl, in welchen der beständig abwechselnde Reim gewöhnlich den Sinn in ein Distichon zwang. Dadurch ward, wie ich glaube, gar bald auch die Prose angesteckt, die zu denselben Zeiten mit kurzen abgebrochenen Schritten

ten einhergieng. Wie einer, der lange Zeit Fesseln trug, zu kurzen Schritten so gewöhnt ist, daß er auch, wenn er in Freyheit gesetzt ist, nicht mehr anderst gehen kann. Das gleiche finden wir auch bey den Franzosen; da die heroischen Verse bey ihnen im Gang waren, richteten sie auch ihre Prose darnach ein. Und unsere Meynung wird noch mehr bestätigt werden, wenn wir auf das Achtung geben, was jenseits der Alpen vorgieng. Da die Dichtkunst in Italien am meisten blühete, schrieb man in Stanzen, die nach dem Maasse des Ariosto und Tasso aus acht Zeilen bestuhnden: Und zu eben dieser Zeit war auch der prosaische Styl gedehnt, wie man aus den Schriften des Guicciardini, Paolo Sarpi und Davila siehet, welche viel gedehnter schrieben als Boccacio lange vorher, oder Bentivoglio in spätern Zeiten.

Aus dem Gesagten leit' ich folgende Regeln her: „ Macht eure Perioden von einer mäßigen Länge, so daß eine mittelmäßig starke Brust sie „ ohne Mühe vortragen kann: Dieß wird ungefehr die Länge von sechs unserer heroischen Versen seyn. „ Spenzers Stanzen bestuhnden aus neun Versen, von denen der letzte ein Alexandrinischer war. Und Cicero sagt: E quatuor, quasi hexametrorum instar versuum quod sit, constat fere plena comprehensio. *Cic. de Orat.*

Laßt

„Laßt nur selten zwey, und niemals drey „Perioden von dieser Länge auf einander folgen.„

„Hütet euch eben so sehr vor kurzen, harten, „abgebrochenen und übelklingenden Sentenzen; „und niemals hängt viele derselben aneinander.„

„Die beste Methode ist, wenn man beyde mit „einander vermischt.„ Denn auf diese Weise wird der lange Periodus von der kurzen Sentenz Nachdruck und Lebhaftigkeit bekommen, und diese von jenem den Numerus und die Harmonie.

Viertens: „Da die Perioden gewöhnlich aus „verschiedenen Gliedern bestehen, so müßt ihr „bey einem jeden Glied eben so sorgfältig seyn, „als bey dem Ganzen.„ Hat ein Periodus vier oder sechs Glieder (und mehrere sollte er sehr selten oder niemals haben) so müssen sie ein richtiges Verhältniß gegen einander haben; entweder müssen sie beynahe gleich, oder, welches noch besser ist, so ungleich seyn, daß sie nach und nach zunehmen, und sich mit dem längsten Gliede schliessen; denn auf diese Weise wird das Ohr gefüllt, und durch einen vollständigen Schall befriedigt. Hat der Periodus nur zwey Glieder, so muß diese letztere Vorschrift auch beobachtet werden. Nur muß man nicht mehrere Perioden von der gleichen Länge auf einander folgen lassen, weil dieses der Rede eine gewisse Steifigkeit und Monotonie giebt. Zum wenigsten müssen die Glieder verschieden,

in den einten gleich und in den andern ungleich seyn.

Hiernächst muß man in der Verbindung der Perioden auch darauf Achtung geben, daß die Verbindungen, sowohl um der Deutlichkeit der Sache als um der Annehmlichkeit des Styls willen, sanft und richtig seyn: Da muß nichts nachlässiges, unschickliches und unvollkommenes seyn; denn das ist einer der gemeinsten Fehler im Schreiben, daß man den Gebrauch der Verbindungswörter nicht kennt, oder nicht darauf achtet.

„ Hütet Euch, daß ihr nie schwächere Ausdrücke „ auf stärkere folgen lasset. „ Wie z. B. in Popes Homer. B. III.

She moves a *Goddess*, and —— she *looks a Queen*;

und im I. Buch:

High Heav'n with trembling the dread signal took,
And all (*) *Olympus* to the Centre shook;

sondern läßt sie immer in dem Nachdruck zunehmen, und schliesset mit dem nachdrücklichsten.

„ Seyt sparsam im Gebrauch der Beywörter, „ und gleichbedeutender Redensarten, wodurch „ man eine Rede nur mit müssigen Tönen an- „ füllt. „

Am allermeisten aber soll sich die Sorge für den Wohlklang am Ende des Periodus äussern, weil die letzten Töne, die ins Ohr fallen, sich auch

(*) Das Gebürg Olympus.

auch daselbst verweilen, und gleichsam zurückbleiben. Die Stimme sinkt natürlicher Weise beym Beschluß, und die letzten Sylben gehen oft verloren. Aus diesem Grund ist es am beßten, wenn man mit einem langen Wort, oder das wenigstens mit langen Sylben endigt, den Beschluß macht, damit man diesem Fehler vorbauen könne. Wir sollten also niemals mit einem einsylbigen und noch weniger mit einem kurzen Wort enden, weil da eine deutliche und vernehmliche Aussprache sehr schwer ist.

Dieses sind einige allgemeine Regeln, welche man, wenn es die Sprache ohne Nachtheil der Deutlichkeit der Sache erlaubt, beobachten sollte; denn die Deutlichkeit ist immer das wichtigste. In der Absicht bin ich überzeugt, daß eine übertriebene Anhänglichkeit an diese oder andere Regeln über die Harmonie des Styls nothwendig schädlich seyn muß. Die Griechen und Römer hatten hierin grosse Vortheile; die erstern wegen der natürlichen Anmuth und dem Reichthum ihrer Sprache, die einen Ueberfluß von harmonischen Worten hatte; die letztern wegen der Freyheit, die sie sich herausnahmen, die Zeitwörter zu versetzen, oder mit einem der wichtigsten Wörter zu beschliessen: Eine Freyheit, die sie inzwischen, wie wir oben schon angemerkt, oft zu weit getrieben haben. Selbst Cicero ward schon von

seinen Zeitgenossen darüber getadelt, daß er seine Perioden so oft mit dem esse videatur beschliesse.

Ich will mich jetzt nicht auf besondere Anmerkungen einlassen, die zwar auch ihren Nutzen haben könnten; weil die Zeit und meine Absicht es nicht zulassen. Dahin gehören z. Ex. folgende: Setzt nicht zu viele Worte, die einerley Schall haben, zusammen. Laßt die Glieder eines Periodus sich nicht oft mit einerley Ton enden: Vermeidet das öftere Gezisch der Nenn- und Zeitwörter die in S. ausgehen: Vermeidet diejenigen Endungen der Zeitwörter, da durch die Elision rauhe Mitlauter zusammenstossen; entweder stellt den weggelaßnen Selbstlauter wieder her, oder bedient Euch der Füll- oder Hülfswörter. Fängt nie einen Satz mit harten Tönen an; denn man bemerkt allezeit die ersten Worte am meisten: Vermeidet das Maaß der Verse, und die Einförmigkeit im Beschluß. Diese, und andere Regeln will ich euerm eigenen Nachdenken überlassen. Nur noch eine einzige muß ich beyfügen, welche mir von grosser Wichtigkeit zu seyn scheint.

Der Schall der Worte muß auch mit der Sache selbst übereinstimmen. Jede Leidenschaft hat ihren eigenen Ausdruck: Der Schmerz drückt sich in gebrochenen unzusammenhängenden Accenten aus; der Zorn bricht stürmisch in einem Strom von Worten los; er ist schnell, lebhaft, überfliessend,

send, hinreissend; die Freude äussert sich in leichten und harmonisch fliessenden Tönen, die voll Heiterkeit und Feuer sind. Man würde also wider die Natur und die Vernunft handeln, wenn man die eine Leidenschaft in der Sprache der andern reden liesse: So wie ein Tonkünstler, der zu freudigen Scenen melancholische Melodien verfertigen, oder Hoffnung und Verzweiflung mit den gleichen Tönen ausdrücken würde.

Wir können diese Regel noch weiter ausdehnen: Ein guter Redner muß auch bey Beschreibungen und Anspielungen seinen Styl nach seiner Materie einrichten. In einer Rede, in welcher man schreckhafte Auftritte beschreiben will, muß man ganz andere Töne hören, als bey der, welche nur angenehme Ideen erwecken soll. Und hierin hilft uns die Natur selbst nach: Wir sind geneigt, wenn wir etwas benennen wollen, zwischen dem Ton des Worts und der Sache selbst eine gewisse Uebereinstimmung zu beobachten, zum wenigsten bey merkwürdigen Sachen; und diese Uebereinstimmung finden wir wirklich in allen Sprachen: Schreckhafte Dinge haben harte, angenehme hingegen gewöhnlich sanfte und melodische Namen.

Man findet bey den Dichtern häufige Beyspiele von der Beobachtung dieser Regel, und die Kunstrichter haben eine Menge derselben aus dem Homer und Virgil gesammelt. Ich glaube, ich

könnte eben so viele schöne Beyspiele aus unserm Milton anführen; allein ich gedenke nun einiger, um Euch dadurch auf die andern aufmerksam zu machen:

„Schnell erschienen die hohen Gebirge, und huben ihren breiten nackenden Rücken bis in die Wolken empor; ihre Gipfel stiegen in die Luft.„

Miltons Verl. Parad. 7. Gesang.

„Die Erde fühlte die Wunde, die Natur seufzte in ihrem innersten, und gab durch alle ihre Werke traurige Zeichen, daß alles verloren gegangen.„

Ebendas. 9. Gesang.

„Unversehens sinkt er mit flatternden Schwingen zehntausend Klafter tief senkelrecht hinunter.„

Ebendas. 2. Gesang.

„Erwacht, steht auf, oder seyt auf ewig gefallen.„

Ebendas. 1. Gesang.

„So eifrig verfolgte der Teufel seinen Weg über Sümpfe und Klippen, durch ebenes und holperichtes, mit Kopf, Händen, Fittigen und Füssen, und schwimmt, oder sinkt, oder watet, oder kriecht, oder fliegt.

Ebendas. 2. Gesang.

Der Gegensatz zwischen den zwo folgenden Beschreibungen ist merklich schön.

„Die Höllenthore flogen plötzlich auf, mit ungestümem Zurückprallen und schwirrendem Geräu-

sche,

sche, und in ihren Angeln knarrete ein heischrer Donner, der den tiefsten Boden des Erebus erschütterte.

Ebendas. 2. Gesang.

„Der Himmel öffnete weit seine ewigen Pforten, mit harmonischen Tönen wälzten sie sich in den göldenen Angeln.

Ebendas. 6. Gesang.

Gelehrte Kunstrichter (*) haben auch in prosaischen Schriftstellern, besonders unter den Griechen, die gleiche Sorgfalt bemerkt, und Beyspiele davon angeführt. Allein ich muß gestehen, daß mir diese Beobachtungen beym ersten Anblick nicht so richtig, und die Beyspiele nicht so stark und gewiß vorkommen, als bey den Dichtern. Meines Bedünkens ist dieses die Ursache:

Ein Redner, dessen Hauptgeschäft die Ueberzeugung ist, darf sich nicht so offenbar von der gewöhnlichen Art zu reden entfernen; dieses würde bey den Zuhörern Vorurtheile gegen ihn erwecken: Hingegen ist solches dem Dichter, der nur vergnügen will, gar wohl erlaubt; er darf zur Kunst seine Zuflucht nehmen, und sie verbergen. Jedermann kann in gewissem Grade die gute Wirkung davon empfinden; aber wie dieses zugehet, kann nur ein scharfes und geübtes Aug entdecken. So ist das Herz des Menschen beschaffen: Wir sind zu-

(*) Longinus, Dionysius.

zufrieden, wenn man uns auf eine angenehme Weise hintergeht, und werden hingegen böse, wenn die Absicht uns zu betriegen am Tage liegt. Zustark sind wir in das verliebt, was uns Vergnügen macht, als daß wir die strenge Wahrheit lieben sollten, und doch zu stolz in etwas anders als nur in die Wahrheit verliebt zu scheinen.

Diese Anmerkung bahnt uns den Weg zu einer nöthigen Einschränkung der oben angeführten Regel: Ihr müßt nämlich, wenn ihr den Ton der Worte mit der Sache selbst übereinstimmend machen wollt, dieses unter gewissen Einschränkungen thun. Wenn ihr unangenehme Gegenstände, und wilde Leidenschaften zu beschreiben habt, so müßt ihr euern Styl mit Fleiß rauh machen; doch so, daß das Ohr dadurch nicht beleidiget werde; so wie derselbe im entgegengesetzten Fall nicht bis zur Weichlichkeit und einer weibischen Zärtlichkeit herabsinken muß. Die Dichter fehlen oft in beyden Fällen, indem sie diese Regel gar zu weit treiben. Von der ersten Art ist meines Bedünkens Popens Uebersetzung dieser schönen Zeilen aus der Iliade:

Πρό δ᾽ ἄῤ οὐρῆες κίον ἄντων.
Πολλὰ δ᾽ ἄναντα, κάταντα, πάραντά τε δόχμιά τ᾽ ἔλθον.
First march the heavy Mules, securely slow,
O'er Hills, o'er Dales, o'er Crags, o'er Rocks they go
Jumping high o'er the shrubs of the rough Ground,
Rattle the clattring Cars, and the shock'd Axles bound.

Wie

Wie natürlich wird das Fallen der Bäumen in dieser Originalzeile ausgedrückt:

— — Τὰ δὲ μεγάλα κτυπέοντα πίπτον.

Und wie hart und mühsam ist hingegen die Uebersetzung:

— — Deep-ecchoing groan the Thickets brown,
Then rustling, crackling, crashing, thunder down.

Woher kömmt aber das, als von einem feinen Genie, das über sein Ziel hinausläuft, indem es ein anders grosses Genie im Lauf zu erreichen sucht? Inner gewissen Schranken hat Popens Muse eine bezaubernde Melodie; aber wenn sie den Schall der griechischen Trompete zu erreichen sucht, so erhebt sie ihre Stimme beynahe bis zum Zerspringen: So wie Stradas Nachtigall; sie wollte alle die verschiedene Töne der Harfe nachahmen, und streugte alle Kräfte ihrer Kehle aufs äusserste an, bis sie zuletzt athemlos auf die siegende Harfe herunterstürzte.

Fehler von der zweyten Art in dem sanften und blumichten Styl findet man in unsern Dichtern häufig. Ich glaube, man könnte auch von der Art einige in Popens Uebersetzung des Homers finden; z. B. in der Rede des Paris an die Helena, im III. Buch; und in der Episode, da Juno auf dem Berg Ida den Jupiter einschläfert, im XIV. Buch.

Ich gerathe oft in Versuchung zu glauben der Styl in folgender Zeile des Virgils sey so genau

nicht ausgearbeitet, wie man es sonst bey diesem Dichter gewöhnlich erwartet;

Et sola in sicca secum spatiatur arena.

Drey aufeinander folgende Spondäen; vier Worte die mit einem S. anfangen, einen Buchstab' der etwas schwer auszusprechen ist, und das lange A am End drücken einen langsamen und einsamen Spaziergang unvergleichlich schön aus: Aber, sind nicht die beyden Ausdrücke sola und secum völlig gleichbedeutend, und hiemit der eine überflüssig?

So schwer ist es, immer die Mittelstrasse zu beobachten; sobald man von derselben abweicht, bekommen die grösten Schönheiten Flecken: Daher glaub ich auch, daß jener berühmte Tonkünstler, dessen Pope in folgender Zeile gedenkt,

And Jove's owon Thunders follow Mars's Drums.
Dunciad B. IV. l. 68.

in diesen Fehler gefallen ist, da er um den Wechselgesängen seines Chors einen recht vollen Ton zu geben Canonen losbrennen ließ. Dieses war eine übertriebene Nachahmung der Natur.

Allein wir kehren zu dem Redner zurück: Wenn selbst die Dichter, die sich ganz der Erfindung gewiedmet haben, in dieser Art des Schmucks inner gewissen Schranken bleiben müssen, so muß der Redner hierin um so viel mehr behutsam seyn, weil die Wahrheit, in deren Diensten er ist, ernst=

ernsthafter, und in ihrem Aufzug bescheidener ist. Beyden ist der allgemeine Begriff von Schönheit gleich wichtig; aber bey dem Redner ist sie bescheiden und keusch; bey ihm gränzen die Schönheiten sehr nahe an die Fehler; er darf nur einen Schritt über das vortrefliche herausgehen, so fällt er ins fehlerhafte und mittelmässige. Dieses führt mich auf eine allgemeine Anmerkung, mit welcher ich diese Vorlesung beschliessen will.

Ein Redner läuft nicht geringe Gefahr, wenn er vortreflich werden will: Daher sollte sich ein jeder, der einst öffentlich auftreten will, vorher selbst befragen: Soll ich mich damit begnügen, deutlich und richtig zu reden, nur fehlerfrey, aber dabey nützlich zu seyn? Oder soll ich nach der Vollkommenheit streben, und so Gefahr laufen, verächtlich zu werden. Erwägt also eure Fähigkeiten wohl, und dann richtet Euch darnach.

Fünf-

Fünfzehnte Vorlesung.

Von den Figuren, oder Tropen.

Die Deutlichkeit, Richtigkeit und Harmonie allein sind noch nicht hinlänglich alle Endzwecke der Beredsamkeit zu erreichen: Es wird also noch überdieß dazu erfodert, daß eine Rede Geist und Leben habe; und dazu ist der Gebrauch der Figuren nothwendig: Ueber diese werde ich Euch jetzt meine Gedanken mittheilen.

Man hat über die Frage, woher es komme, daß die Figuren eine Rede angenehmer machen, viel gestritten, und sie verschiedentlich beantwortet. Was ist, frägt man, in der Seele des Menschen, das ihn geneigt macht, mehr Vergnügen zu empfinden, wenn man ihm gewisse Begriffe nicht in ihrer natürlichen einfältigen Gestalt, sondern unter dieser figürlichen Verkleidung beybringt?

Die Verschiedenheit der Meynungen in der Beantwortung dieser Frage scheint daher entstanden zu seyn, daß unter verschiedenen Menschen jeder verschiedene Ursachen davon angegeben, und alle Wirkungen aus einer einzigen wirkenden Ursache, mit Ausschluß aller übrigen, hergeleitet hat; da

doch

doch vielleicht verschiedene Ursachen zusammenkommen, diese Wirkung hervorzubringen. Ich will mich deutlicher erklären.

Erstlich: Man hat schon längst die Beobachtung gemacht, und die Erfahrung bestätigt sie alle Tage durch neue Beyspiele, daß die Seele des Menschen an dem ungewöhnlichen und neuen ein grosses Vergnügen findt. Nun hat die figürliche Sprache diesen Reitz der Neuheit; sie verläßt die gewöhnliche Strasse, und führt durch unbetretene, ungewöhnliche Nebenwege. Man legt Euch z. B. einen gewissen Satz vor, der bewiesen werden muß. Ihr habt allgemeine Begriffe von den Beweisen, die man wahrscheinlich in dieser Absicht anführen wird: Allein, anstatt sie in ihrer gewöhnlichen Gestalt zu sehen, findet ihr sie in einer andern ganz verschiedenen; man theilt Euch die Kenntnisse die ihr verlangt durch ganz fremde Ausdrücke mit; und zwar so geschickt und glücklich, daß sie Euch eben so gerade und geschwind zum Zweck führen, als der deutlichste und buchstäblichste Styl: So werdet ihr bey eurer Reise auf die angenehmste Weise unterhalten, und doch nicht versäumt.

Zweytens empfehlen sich die Figuren, und diejenigen vorzüglich, die man Tropen nennt, auch dadurch, weil sie uns das Vergnügen verschaffen, welches die Seele allezeit aus Vergleichungen schöpft. Wenn ein Wort, das in seiner ursprünglichen

sprünglichen Bedeutung unserer Seele einen gewissen Begriff beybringt, so gebraucht wird, daß es uns zugleich einen andern verschaft, der durch eine natürliche Aehnlichkeit mit dem ersten verknüpft ist; doch so, daß dieser letztere hinzukommende Begriff nun zum Hauptbegriff wird: So hat die Seele das Vergnügen auf einmal zwey Bilder zu betrachten, ohne sie zu verwirren: Ja das Hauptbild wird sogar durch diese Vergleichung noch stärker und rührender. Daher gefallen uns z. B. die Stellen:

Nunc rident agri.

Virgil.

Miraturque novas frondes, & non sua poma.

Ibid.

Das Vergnügen, das uns die nachahmenden Künste verschaffen, hat seinen Grund gänzlich in dieser Liebe zur Vergleichung. So empfinden wir z. B. Vergnügen, wenn wir die Bilder und Farben der Natur mit Mahlereyen vergleichen können, die ihre Schönheit von der Natur entlehnt haben. Oft macht es uns viel Vergnügen, wenn wir sehen, wie sich die Natur auf dem glatten Spiegel eines stillen Wassers gleichsam selbst nachahmt, und unserm Auge ganze Landschaften vormahlt. Etwas ähnliches, glaub ich, verschaft uns auch der Gebrauch der Metaphern. Zudem kömmt noch, daß diese Vergleichungen oft von Gegenständen

ständen hergenommen werden, die an sich selbst schön sind, und daher über eine ganze Rede neue Reitze, und einen neuen Glanz verbreiten können. Ich könnte leicht noch andere Ursachen anführen, die weniger Einfluß auf diese Wirkung haben; allein ich eile zu der wichtigsten und allgemeinsten: „Diejenigen Vorstellungen, die mit der „Natur am meisten übereinkommen, gefallen „am meisten:„ Aus eben diesem Grund gefallen die Figuren, weil sie die Stimme der Natur sind. „Allein wie kann das seyn? Sind nicht die Figuren ein künstlicher Styl, und siehet man sie „nicht überhaupt dafür an? In was für einem „Sinn kann ich sie denn die Stimme und die „Sprache der Natur nennen?„ Ich werde mich darüber erklären müssen.

Wir müssen zuerst festsetzen, bey was für Gelegenheiten man eigentlich von den Figuren Gebrauch machen müsse. Werden sie nicht hauptsächlich alsdann gebraucht, wenn die Seele von einer schnellen, heftigen Leidenschaft, von Bewunderung, Erstaunen, Liebe oder Rache eingenommen, erhitzt und hingerissen wird? Nun ziehet das grosse Buch der Natur, das Original und Muster jeder wahren Kunst zu Rath: Wie drücken sich alle Menschen, Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Weiber, bey dergleichen Anläsen aus? Sind so ihre Reden da deutlich, klar

und fliessend? Oder sind sie unordentlich, abgebrochen und unzusammenhängend? Die Seele, die von Leidenschaften überwältigt ist, arbeitet vergebens, alles hervorzubringen; sie strengt alle ihre Kräfte an, und ringt umsonst nach Worten, ihre Begriffe auszudrücken; sie eilt von einer Idee zur andern; sie häuft Bilder auf Bilder, und mahlt durch diese unordentliche und verwirrte Sprache die Unordnung, in der sie sich befindet. Was thut der heftige Zorn? Er setzt Himmel und Erde und die ganze Natur in Bewegung, und sucht sie zu seinem Vortheil einzunehmen. Das ist die Sprache der Dido:

Litora litoribus contraria, fluctibus undas
Inprecor, arma armis; pugnent ipsique nepotesque.
Virgil. Æneid. L. IV. 628.

Wie drückt sich die Rache aus?

— — Sequar atris ignibus absens.
Omnibus umbra locis adero, dabis improbe pœnas.
Virgil. Æneid.

„Nein, lieber mit den Flammen und der Wuth der Hölle bewaffnet, lasset uns den Weg über die hohen Zinnen des Himmels unaufhaltsam erobern; laßt uns die Werkzeuge der Marter in scheusliche Waffen verwandeln, und wider den Folterer wenden.„

Miltons Verl. Parad. zweyter Gesang.

Welches ist die Sprache des Schmerzens?

„O Wälder, o Brunnen, Hügel, Thäler und Lauben,

Lauben, mit anderm Widerhalle lehrte ich jüngst eure Schatten antworten, von anderm Gesang erschallen.„

Ebendas. 10. Gesang.

Wie drückt sich die Schaam aus?

„ Bedeckt mich, ihr Tannenbäume, ihr Cedern bedeckt mich mit unzähligen Zweigen.„

Ebendas. 9. Gesang.

Hieraus erhellet, daß, weit davon entfernt, daß die figürliche Sprache etwas ganz künstliches und eine Abweichung von der Natur sey, wie sich viele die Sache vorgestellt haben, sie vielmehr ein getreues Bild der Natur ist. Die innern Bewegungen der Seele drücken sich mit eben der Leichtigkeit in der Sprache wie in den Gesichtszügen aus: Und der, welcher den Umständen gemäß, die er beschreibt, oder nach Maaßgabe des Gegenstands den er behandelt, mit einer heftigen Leidenschaft erfüllt seyn, oder scheinen sollte, und doch in einem sanften, ordentlichen, leichten Styl redet oder schreibt, handelt eben so sehr gegen die Natur, als der, welcher die heftigsten Bewegungen seiner Seele durch eine sanfte, unveränderte, heitere Mine ausdrücken wollte.

Die Figuren sind die Sprache der Leidenschaften; das beweist die tägliche Erfahrung. Alle Menschen, von was Stand, Alter und Fähigkeiten sie auch sind, reden figürlich, wenn sie unter dem Einflusse derselben stehen: Da nun aber

ein Redner fast bey allen Anlässen die oder diese Leidenschaft bey seinen Zuhörern erwecken muß; da er dieses anderst nicht zustande bringen kann, als wenn er diese Leidenschaften selbst fühlt, oder zu fühlen scheint, wie muß er es anstellen? Wie anders, als er muß die Sprache reden, welche die Natur unzertrennlich mit den Leidenschaften verbunden hat. Seyt ihr aufgebracht, oder von Mitleiden durchdrungen, so müßt ihr mit mir in der Sprache aufgebrachter oder mitleidiger Menschen reden, sonst ist eure Mühe umsonst: Entweder achtet man überall nicht auf das, was ihr sagt, oder man siehet Euch als Betrieger an, und verschließt seine Ohren vor Euch. Die Natur hat die Leidenschaften, wenn man sie in ihrer Stärke ausdrückt, gleichsam ansteckend gemacht: Wie sollen sie aber andere ergreifen, wenn dieser Ausdruck fehlt?

Allein man muß das, was ich bisher gesagt habe, unter gewissen Einschränkungen annehmen. Ihr habt ohne Zweifel auch schon gehört, daß sich die figürliche Sprache mit der pathetischen nicht wohl verträgt, weil sie allzustudirt und künstlich scheint, und folglich das Werk eines stillen und ruhigen Geistes ist. Diese Anmerkung scheint derjenigen zu widersprechen, die wir oben gemacht haben; allein eine genauere Untersuchung wird beyde berichtigen. Ihr müßt nämlich zweyer-

ley Arten von Figuren wohl von einander unterscheiden: Die einte Art besteht in Worten: Als die Widerholungen, einförmige Töne und Cadenzen, und die Gegensätze, zu denen man noch gewisse Arten von Metaphern, Versetzungen und Verdoppelungen setzen kann. Da diese eigentlich nur das Ohr oder die Einbildungskraft vergnügen sollen, und nur zur Zierlichkeit dienen, so sind sie freylich der Pathetischen Sprache ganz entgegen: Sie sind bey wichtigen Vorfallenheiten allzu unbedeutend und müssig, und sollten also da gänzlich wegbleiben.

Allein es giebt dann auch Figuren von einer zwoten Art, welche nicht nur in Worten bestehen, sondern ihre Stärke hauptsächlich in dem Sinn derselben äussern, und der Rede Geist und Leben ertheilen: Z. B. die Apostrophe, die Hyperbel, und die Prosopopöie. Diese nun schaden dem Pathetischen gar nicht, sie sind vielmehr der natürliche Ausdruck der Leidenschaften. Der Bauersmann bricht, wenn Leidenschaften seine Seele in Bewegung setzen, eben sowol in dieselben aus, als der Redner; nur mit dem einzigen Unterschied, daß dieser die rohe Natur auspoliert, und ihre Ausschweifungen verbessert: Wir können in der Absicht von der Beredsamkeit sagen, was jener Dichter von der Comödie: Wenn sie sich schon etwann zu einem höhern Styl erhebt, so entfernt

sie sich doch nicht von den wirklichen Scenen des gemeinen Lebens: Wenn schon Chremes in der Comödie mit ernsthafter Beredsamkeit seine wilden und ausschweifenden Erben bestraft; sieht man nicht auch auf dem grossen Schauplatz der Welt ähnliche Auftritte? Giebt es nicht Väter, die bald alle Tage ihre Stimme eben so laut erheben:

Interdum tumido Chremes delitigat ore:
-- -- Numquid Pomponius istis
Audiret leviora, pater si viveret?

Horat.

Nachdem ich nun die Ursachen angezeigt, um derentwillen die Figuren gefallen, so erwartet ihr vielleicht, daß ich mich in eine ausführliche Zergliederung derselben einlassen, und von jeder derselben Beyspiele anführen werde; allein ich verbitte mir dieses, da man sie in jedem Lehrbuch über die Rethorick findet, ob es gleich meistentheils mit einer so langweiligen Genauigkeit geschiehet, daß **Buttler** in seinem **Hudibras** nicht ohne Grund die Anmerkung macht: „Alle Regeln der „Rethorick lehren uns weiter nichts, als ihre „Werkzeuge nennen zu können.„

Vossius, so viel ich mich erinnere, entschuldigt sich, nachdem er schon eine Menge angeführt und erklärt hat, daß er nicht noch mehrere anführe; das ist, nachdem er seine Leser schon mit einer

einer Menge überladen, so entschuldigt er sich, daß er sie nicht ganz zu Boden drücke. Ueberhaupt haben diese Schriftsteller ohne Noth die Figuren gar zu sehr vervielfältigt: Viele, die sie anführen, sind so gemein, daß sie keine Aufmerksamkeit verdienen; andere sind entweder in der Bedeutung oder in der Sprache fehlerhaft. Da sie aber in berühmten Verfassern ähnliche Beyspiele gefunden zu haben glauben, so machen sie dieselben sogleich zu Schönheiten, und heiligen sie gleichsam unter dem Titel von Figuren.

So sehr indessen hierin eine bis auf dergleichen Kleinigkeiten übertriebene Aufmerksamkeit zu tadeln ist, so muß man in diesem Stück doch auch nicht überall nachlässig seyn. Wenn wir einiger Maassen mit den Figuren bekannt sind, so können wir leicht entdecken, wo und warum ein Redner den gewöhnlichen Ausdruck verlassen habe: Eine Kenntniß, die viel zur Bildung und Vervollkommnung der Urtheilskraft beyträgt. Ich führe dieses als den einzigen wahren Nutzen des mechanischen Theils der Rethorick an, auf den man so viel überflüssige Arbeit verwendet hat, weil eben das grosse Gewicht, welches man hierauf gelegt, meines Erachtens viele auf die Gedanken gebracht hat, dieser Theil sey sehr wichtig. „Ein „berühmter Schriftsteller des Alterthums hat in „seinen Reden diese und iene Figuren gebraucht;

„ ich muß also mit dem festen Entschluß an mei„ nen Pult sitzen, sie auch zu gebrauchen; denn „ je mehr solche Zierrathen ich anbringen kann, „ desto vollkommner ist meine Arbeit. „ So schliessen wir oft; da es doch weder die Art, noch die Anzahl der Figuren, sondern ihr rechter Gebrauch ist, welcher sie empfiehlet.

Ich habe unlängst eine Anmerkung gelesen oder gehört, die mir fein und neu zu seyn scheint. Ein Schauspieler, der in seiner Kunst Ruhm erwerben will, sollte allemal von der Leidenschaft eingenommen zu seyn scheinen, die seine Rolle von ihm fodert: Man sollte denken, er wäre wirklich der Mensch, den er vorstellt; aber niemals sollte er die Leidenschaft wirklich empfinden, nicht wirklich der Mensch seyn: Warum? Weil die Stärke einer wirklichen unverstellten Leidenschaft ihn ausser Stand setzen würde, sie auszudrücken. Ein heftiger Zorn, Schmerz, oder Verzweiflung würde seine Worte zurückhalten; die Natur würde die Kunst verschlingen, und die Nachahmung sich in der Wirklichkeit verlieren.

Diese Anmerkung kann uns dienen, einiges zu erläutern, von dem wir oben schon geredt haben, und das man, weil man so so oft darin fehlt, nothwendig widerholen muß. Ein guter Redner muß die Leidenschaft zu empfinden scheinen, die er bey andern erwecken will; er muß ihre Mine,

ihre Sprache, ihre Gebehrden annehmen; aber ich setze itzt noch hinzu, er muß nicht unter dem wirklichen Einflusse derselben stehen: So sehr er dem äussern Anschein nach in Bewegung ist, so muß er doch einen gewissen Grad von Kälte und gesetztem Wesen behalten; die Vernunft muß immer den Zügel führen, sie muß ihn mitten im Wirbelwind und im heftigsten Sturm leiten; sonst ist der Redner seiner selbst nicht mehr mächtig, und wird sich von allen Regeln der Beredsamkeit entfernen.

Cicero, der die Sache gut verstuhnd, sagt uns: Caput artis est decere; (*) Und das kann bey einer heftigen Leidenschaft nicht wohl angehen. Daher haben auch die grösten Redner, wenn sie sich denselben überlassen haben, gefehlt. Oder bemerkt man nicht in der unvergleichlichen Rede des Demosthenes für die Crone, bey den persönlichen Anzüglichkeiten gegen den Eschines (ich will mich nicht hart ausdrücken) unverzeihliche Bitterkeiten? Sind nicht in der zweyten Philippischen Rede des Cicero, so göttlich sie nach dem Ausdruck Juvenals ist, (†) einige schimpfliche Umstände zum Nachtheil des Antonius so stark ausgemahlt, daß sie mit Recht beleidigend heissen können? Kann man sie lesen, ohne sich zu verwundern,

(*) *Cicero de Orat. L. 1.*

(*) *Iuvenal. Sat. 10.*

wundern, daß sie von diesem vortreflichen Mann vor einem ganzen Rath gehalten worden, wenn es je wahr ist, daß er sie wirklich gehalten hat.

Aus dem Gesagten ist offenbar, daß die Figuren, als der eigentliche Styl der Leidenschaften, nicht nur richtig und natürlich seyn, sondern auch mit vieler Sorgfalt und Klugheit gebraucht werden müssen. Dieses bahnt uns den Weg einige Mißbräuche zu bemerken, die man dabey nothwendig vermeiden muß. Ich will davon unter folgenden Titeln, der Zahl, der Gattungen, und der Anwendung der Figuren, reden.

Was erstlich die Zahl der Figuren betrift, so ist hierin das Uebermaaß ein sehr gemeiner Fehler. Es geschiehet oft in Schriften, was wir bald alle Tage im gemeinen Leben bemerken: So bald etwas in einem gewissen Grad gefällt, so übertreibt man es gar bald damit, und dann wird es unanständig. So geht es auch mit den Figuren: Weil sie, wann man sie recht gebraucht, eine gute Wirkung haben, so vervielfältigt man sie übermässig, man häuft sie verschwenderisch aufeinander; und daraus entstehen sehr schlimme Folgen.

Erstlich ist nichts, das so leicht ermüdet: Die natürliche Nahrung des Verstandes ist die Wahrheit; indessen sind wir so beschaffen, daß man diese Wahrheit unserm Geschmack durch die Kunst

ange-

angenehm machen muß. Was thun nun diese Leute? Anstatt der nährenden Speise geben sie uns nur eine Brühe, die die Speisen angenehm macht. Wir verlangen etwas ungekünsteltes und gründliches, und finden alles blumenreich und aufgeputzt; wir werden also in unserer Hoffnung betrogen, und wenden uns mit Verachtuug hinweg.

Zweytens benimmt dieser übertriebene Gebrauch der Figuren dem Redner seine Glaubwürdigkeit. Die Wahrheit will nicht gerne mit vieler Mühe und Arbeit geschmückt seyn; Sie will beym ersten Anblick gefallen, und nicht aus einem ganzen Haufe von Zierrathen hervorgesucht werden. Die Aufrichtigkeit trägt sehr viel zur Ueberzeugung bey; und die Figuren sind so lange wirksame Mittel zur Ueberredung, als sie starke Beweise der Aufrichtigkeit sind: Allein sobald man sie allzuhäufig gebraucht, sieht man sie für Zeichen der Unredlichkeit an, als Mittel einer schlimmen Sache einen guten Schein zu geben, und einen unverdienten Beyfall zu erschleichen oder zu erzwingen: Daher wird der Zuhörer mißtrauisch, argwöhnisch; er ist gegen diese gefährlichen Künste auf seiner Hut; er hat gegen alles Vorurtheile, was man ihm unter einer so künstlichen Verkleidung vorträgt.

Drittens machen allzuhäufige Figuren eine Rede dunkel: Wenn man die Sachen gar zu oft unter

entlehnten Bildern vorstellt, so kann sie die Seele nicht mit der Deutlichkeit anschauen, als wenn sie in ihrer natürlichen Gestalt sind; und es gehört sehr viel Kunst dazu, eine solche Auswahl der Figuren zu treffen, daß, indem sie den Gedanken mehr Stärke geben, die Deutlichkeit doch nichts darunter leide. Wir sehen die Gegenstände durch Figuren wie in einem Spiegel: Einige sehen wir auf diese Weise deutlicher, andere mit mehr Vergnügen an; noch andere hingegen fallen nicht so geradezu ins Aug: Denn wenn man es versuchen wollte alles auf diese Weise zu zeigen, so würde die Wahrheit dabey verloren gehen; wir würden das Original mit entlehnten Bildern vermengen, und die ganze Scene würde matt und verwirrt herauskommen.

Diesen Fehler bemerkt man in den Schriften des Persius, der sonst in mancher Absicht schätzbar ist, und des Lycophrons bey den Griechen: Nicht selten auch bey ihren Lyrischen Dichtern; und besonders in den Choralen ihrer besten dramatischen Schriftsteller wo der Sinn oft so sehr von einer Wolke von Figuren verdunkelt wird, daß man denselben nicht ohne viele Mühe entdeken kann.

Einen zweyten Fehler begehet man in der Art der Figuren. Wir sollten überhaupt alle Figuren vermeiden, die nur in dem Schall bestehen. In

den

den ältern Zeiten gab man sich mit dergleichen Figuren viele Mühe; wie z. B. O *Fortunatam natam* me Consule Romam. *Cic.*

Beseeching or *besieging*.
And at one *Bound* high overleapt all *Bound*.
Parad. lost, *B. X.*

So sagt unser grosse Dichter mitten in einer erhabenen Stelle von den Planeten beym Anblick der Sünde und des Todes: Te Planets were *Planet-struck*. Allein heut zu Tage giebt man sich mit Recht mit dergleichen Figuren nicht mehr ab.

Oft ist die Wiederholung des gleichen Worts sehr schön. Eines der schönsten Beyspielen von dieser Figur finden wir im Virgil.

-- -- *Euridicen* vox ipsa & frigida lingua,
Ah miseram *Euridicen*, anima fugiente, vocabat;
Euridicen toto referebant flumine ripæ.
Virg. Georg. IV.

Pope hat diese Stelle sehr schön nachgeahmt:

Yet ev'n in Death *Euridice* he sung,
Euridice still trembled on his Tongue
Euridice the Woods,
Euridice the Floods
Euridice the Rocks, and hollow Mountains rung.
Pope, Ode on St. Cæcilia's Day.

Allein

Allein, überhaupt davon zu reden, kann auch ein mittelmässiges Genie diese Schönheiten ohne grosse Mühe erreichen; und darum sollte man sie nur sparsam gebrauchen.

Schwieriger ist die Figur, da man verschiedene beynahe gleichbedeutende Worte gebraucht. Von dieser findet man viele Beyspiele in Ciceros Schriften; z. B. in der ersten Catilinarischen Rede: Abiit, excessit, evasit, erupit. Oft schwächt diese Figur den Sinn, und der Zuhörer wird durch eine Menge unbedeutender Töne beynahe eingeschläfert; aber oft ist sie doch nützlich, und giebt Nachdruck und Stärke. Obschon nicht jedes Wort einen deutlich verschiedenen Begriff ausdrückt, so erweitern und vergrössern sie doch zusammengenommen den Hauptbegriff. Aus dieser Ursache muß man sie nicht überall verwerfen; aber doch mit Vorsichtigkeit, selten, und nur bey sehr schicklichen Anlässen gebrauchen.

Andere Figuren liegen in der Bedeutung. Auch mit diesen muß man vorsichtig umgehen; z. B. mit kühnen Metaphern und der Catachresis. In Versen gehen sie sehr wohl an; aber ein Redner sollte sie nie gebrauchen, ausgenommen die Gewohnheit habe sie eingeführt, oder die Armuth der Sprache mache sie nothwendig.

Eben so gefährlich ist die Hyperbel. Virgil beschreibt uns zwey ausserordentlich grosse Jünglinge sehr schön mit diesen Worten:

Abie-

Abietibus juvenes patriis & montibus æquos.

Virg. Æneid.

Allein wenn Cowley diese Beschreibung auf den Goliath anwendet, und sie noch verbessern will, so wird sie auch gar zu ausschweifend:

„Dieses Ungeheuer schien nun das Thal auszufüllen; zu ihm sahen wir, wie mich deuchte, von unserm Hügel herauf.„

Homer sagt sehr erhaben von einer allegorischen Person, der Zweytracht:

Ὀυρανῷ ἐστήριξε κάρη, καὶ ἐπὶ χθονὶ βαίνει.

Iliad. δ. 443.

Diese Beschreibung hat Virgil sehr schön auf eine andere allegorische Person, die Fama, angewendet:

Ingrediturque solo, & caput inter nubila condit.

Und eben so schön Pope auf den Satan. So stark jedoch die Beschreibung von seiner gigantischen Grösse ist: „Seine Glieder lagen schwimmend „auf der Fluth; in die Länge und Breite aus„gestreckt, viele Huben lang;„ so ist doch diese noch stärker: „Er reichte mit seinem Haupt bis „an die Wolken.„

Dergleichen Freyheiten muß man den Dichtern zuguthalten, welche zwar viele derselben, insonderheit unter den Neuern, sehr oft mißbraucht haben. Aber bey Rednern, die überzeugen, und Wahrheit lehren wollen, sind sie nicht zu dulden.

Der

Der Gegensatz ist auch eine Figur, die man mit Vorsichtigkeit gebrauchen muß. Ist er nur in Worten (welches ehemals ein Modewitz war,) so ist es offenbar ein Spielwerk: Ist er aber in der Sache selbst, so ist es damit eine sehr kützlichte Sache. Oft giebt diese Figur einem Gedanken viel Leben und Stärke; z. B. wenn Lord Clarendon von einem grossen, aber sehr stolzen Mann sagt: „Er besucht dann und wann „den Hof, weil nur da ein grösserer Mann war „als er; und doch gieng er eben darum selten „dahin, weil er einen grössern Mann daselbst „antraf.„ Diese Stelle scheint eine Nachahmung einer ähnlichen Stelle aus der Rede des Cicero für den Roscius zu seyn, von dem er sagt: Etenim cum Artifex est ejusmodi, ut solus dignus videatur esse, qui scenam introeat; tum vir ejusmodi, ut solus videatur dignus, qui eo non accedat.

Allein diese Schönheiten sind sehr gefährlich. Ich kenne keinen einzigen Schriftsteller, der diese Figur oft gebraucht, und doch nie mißbraucht habe. Selbst Cicero scheint in einer seiner schönsten Reden, aus Liebe für solche Schönheiten, sich von dem Charackter der männlichen Beredsamkeit entfernt zu haben. Er sagt in seiner Rede für den Milo: Hæc novi judicii nova forma terret oculos: — Nam illa præsidia, quæ pro

templis

templis omnibus cernitis, etsi contra vim collocata sunt, non afferunt tamen oratori aliquid, ut in foro, & in judicio, quanquam præsidiis salutaribus & necessariis septi sumus, tamen *ne non timere quidem sine aliquo timore possimus.* Ist dieß nicht zugekünstelt? Insonderheit im Anfang einer Rede, wo die Einfalt so nothwendig ist? Man findet einige wenige Flecken von der Art in seinen Schriften: Allein die spätern Redner haben diesen Fehler noch auf einen weit höhern Grad getrieben. In den neuern Zeiten herrschte er lange in Italien; von da kam er nach Frankreich; ja auch das männlichere Brittische Genie ward von dieser Seuche angesteckt. Nach dem was ich bisher angemerkt habe darf ich es nicht wagen, den Gebrauch der Antithesen zu verwerfen; doch bin ich überzeugt, daß man besser thäte, wenn man hierin dem Beyspiel der Griechen folgte, die in dem Gebrauch dieser Zierrathen ausserordentlich sparsam waren, oder sich vielmehr, wie ich glaube, mit Fleiß davor hüteten. Wenn man sie verwirft, so gewinnt man gewiß in Absicht auf die Stärke und Deutlichkeit mehr, als man in Absicht auf den Schimmer und Glanz verlieret.

Keine Figur wird von den Rednern häufiger gebraucht, als die Steigerung oder Gradation. Wenn der Redner dabey jedes Stück seinem Zu-

hörer deutlich und in gehöriger Proportion vorlegt, so hat die Figur im Ganzen etwas grosses; Allein wenn sie zu oft gebraucht wird, so ist sie fehlerhaft; sie hat etwas affectirtes, allzukünstliches, und ermüdet zuletzt. Allein der gemeinste Fehler bey dieser Figur rührt daher, daß man ihre Theile in eine schlechte Ordnung setzt. Es ist eine bekannte Regel, daß die Gradation immer stärker werden, und immer ein Glied sich über das andere erhöhen muß: Allein nicht selten geschiehet das Gegentheil; z. B. wenn Pope ein Meisterstück der Baukunst nennt: „Ein Wunder „der Welt — ja sogar Roms.„

Faßt diese letztere Idee mehr in sich, als die erstere? Wird nicht vielmehr die Beschreibung schwächer? Addison rühmt diese Stelle aus dem Milton: „Der Himmel erschallet von dem „Streite: Die Erde war noch nicht erschaffen; „sonst hätte sie bis zu ihrem Mittelpunkte gebebet.„ Allein meines Erachtens ist es noch die Frage, ob nicht der Dichter in dieser Stelle, da er vorher alle Himmel von dem Feldgeschrey der streitenden Engel erschallen ließ, gefehlt habe, da er ein schwächeres Bild auf dieses folgen läßt.

Den dritten Hauptfehler begehet man in der Anwendung der Figuren: Man bringt oft Figuren, die an sich schön sind, am unrechten Ort an; und dieser Fehler entstehet daher, weil man auf

die Sache selbst, und die Gelegenheiten und Umstände nicht genug Achtung giebt. Was am einen Ort schicklich und schön ist, ist an einem andern lächerlich und anstössig.

Wenn man bey einer Sache, die nur Bestimmtheit und Deutlichkeit erheischt, auch die feinsten rhetorischen Zierrathen anbringt, so tragen sie nichts zur Verschönerung aber wohl zur Verunstaltung bey. Wer kann die Gesetze und die Schriften der Rechtsgelehrten in den spätern Zeiten des Römischen Reichs, welche in einem so weitschweifen, blumenreichen und declamatorischen Styl geschrieben sind, ertragen. Wie sehr überladen einige ältere Aerzte, in dem sie die bestimmte Deutlichkeit und Einfalt des Hippocrates, und den reinen Styl des Celsus vergessen oder verachten alle ihre Schriften, sogar ihre Recepte mit rednerschen Zierrathen! Wie lange erschallten die erlauchtesten Staatsversammlungen und Nationalconcilien von dem prächtigsten Ton wortreicher Amplificationen? Wie lange schläferte man von den Kanzeln ganze geduldige Gemeinden mit dem lächerlichen Gemisch scholastischer Spitzfindigkeiten und zierlichen classischen Stellen ein! Wenn Ihr da, wo ich Unterricht und Belehrung erwarte, mich nur mit Kleinigkeiten unterhalten wollt, so muß ich mit gerechtem Unwillen meine Ohren vor Euern kindischen Einfällen verschliessen.

 Ferner

Ferner ist in der figürlichen Sprache eine der grösten Quellen von Schönheiten die Metapher; bey dieser hat man zwo gefährliche Klippen zu vermeiden.

Die eine ist, daß man die Metaphern nicht zu weit treibe. Eine ganze Reihe von Metaphern macht eine Allegorie aus, welche Figur, (oder vielmehr Kette von Figuren) wenn alle Theile derselben schicklich, wohl zusammenhängend und mit der Originalidee übereinstimmend sind, mit größtem Recht gefällt. Allein wenn man die Allegorie zu weit treibt, so kann man auf zweyerley Weise fehlen. Entweder sticht die Wahrheit, die man darunter verbergen will, gar zu sehr hervor; und dann wird die Figur matt und langweilig. Diesen Fehler haben nicht selten Spencer's Allegorien; so schön seine Gedichte und so reich seine Phantasie ist, so kann er doch diese Figur nicht allemal stark genug ausführen. Oder die Aehnlichkeit ist gar zu sehr entfernt; in diesem Fall artet die Allegorie in ein Räthsel aus, und wird anstössig, weil sie gar zu viel Mühe verursachet. Ihr sehet also, wie sorgfältig man bey dem Gebrauch dieser Figur seyn muß. Ihr müßt den Schleyer so durchsichtig machen, daß man alles dadurch entdecken kann, was man zu sehen wünscht, und doch dichte genug das zu verdecken was verborgen seyn muß; merkt man alles sogleich, so

wird

wird man bald satt; und ist zuviel Dunkelheit da, so geräth man in Verwirrung. Es muß scheinen, als ob man etwas zu entdecken habe; aber diese Entdeckung muß keine mühsame Arbeit seyn. Die Episode von der Sünde und dem Tod in **Miltons** verlornem Paradies ist, wenn man sie als eine Allegorie betrachtet, und nicht als einen Theil eines Heldengedichts, vortreflich schön: Die Moral ist wichtig, die Umstände sind rührend; wahr in ihrem allegorischen und richtig im buchstäblichen Sinn; die Phantasie ist edel, und der Styl groß und erhaben.

Die andere Klippe, die man bey dem Gebrauch der Metaphern vermeiden muß, ist, daß man nie verschiedene und mißhellige Metaphern mit einander vermische. Die Kunstrichter haben selbst dem **Cicero** einen solchen Fehler vorgeworfen, wenn er in seinem **Redner** sagt: Sentio orationem meam illorum quasi *cantu colorari*. So hat auch der gereinigtste unter den Dichtern, **Horaz**, wegen folgender Stelle dem gleichen Tadel nicht entgehen können:

Et male *tornatos incudi* reddere versus.

Hierin verdient er vielleicht keinen Tadel. Aber sind folgende Zeilen ganz untadelhaft?

Ah quanta laboras in *Charybdi*
Digne puer meliore *flamma*,
Urit enim *fulgore* suo qui *prægravat* artes
Infra se positas; *extinctus* amabitur idem.

Werde ich also nöthig haben, Euch mit mehrern Gründen zu zeigen, wie sorgfältig man sich vor einem Fehler in Acht nehmen müsse, vor welchem sich sogar diese Helden nicht genug verwahren konnten?

Endlich fehlt man auch oft bey dem Gebrauch der Ironie, da man etwas ganz anders sagen will, als die Worte dem Buchstabe nach bedeuten. Diese Figur ist nicht nur im Lustspiel und in der Satyre nützlich, wo sie überall auf und angenohmen ist; sondern man kann auch in dem pathetischen und erhabnen Vortrag davon Gebrauch machen: Wie z. B. in der feinen Ironie der Dido.

> J, sequere Italiam ventis, pete regna per undas.
>
> *Virgil. Æn. IV.*

Und Satans in Miltons verlornem Paradiese.

„ Oder habt ihr diesen Ort erwählt, hier nach „ der strengen Arbeit des Gefechts eure müde Da„ pferkeit ausruhen zu lassen, weil ihr die Ruhe hier „ so süsse findet, als in den Thälern des Himmels.„

Miltons Verl. Parad. 1 Gesang.

Bey dem Gebrauch dieser Figur hat man dreyerley zu befürchten. Es ist erstlich sehr leicht, sich dabey zu vergessen; unsere wahre Meynung kann leicht hervorstechen, und sich mit dem Ironischen vermengen, welches dann ein seltsames und nicht zusam-

zusammenhängendes Gemisch ausmacht. Dieser Fehler ist bey Ironien, die man lange fortsetzt, kaum zu vermeiden; wenigstens hat man die drey größten Meister in dieser Figur, den Lucian, Cervantes und Swift dieses Fehlers beschuldigt. Zweytens läuft man oft Gefahr, die Ironie mit ernsthaften Wahrheiten zu untermischen, welches gar zu hart ist. Drittens richtet man oft die Ironie auf einen fremden Gegenstand; und dieses macht sie auf eine besondere Art bitter. Wenn z. B. Cicero vom Antonius sagt: Etiam quodam loco facetus esse voluisti; quam id Dii boni non te decebat! In quo est tua culpa nonnulla; aliquid enim salis *ab uxore mima* trahere potuisti.

Allein überhaupt kann man hierüber, um zum Beschluß zu kommen, die Anmerkung machen, daß man bey dem Gebrauch der Figuren der Sache zuviel und zuwenig thun kann; doch ist das erste gefährlicher. Gebraucht man keine Figuren, so kann wohl eine Rede nicht rührend, unschmackhaft und trocken scheinen; aber dessen ungeachtet kann sie doch lehrreich seyn: Der Wissensbegierige wird dennoch aufmerksam bleiben. Gebraucht man hingegen gar zu viele Figuren, so wird man unangenehm, und zieht sich nicht ohne Grund den Tadel der Affectation, der Eitelkeit und Dunkelheit zu: Doch kann man diesem Fehler leichter abhelfen als dem andern; es ist leichter, eine allzu-

feurige Einbildungskraft in gewisse Schranken zurückzuführen, als eine matte und schwache zu erhöhen. Da also die Dichter an Figuren am reichsten sind, so sollte ein jeder, der in der Beredsamkeit etwas vorzügliches leisten will, wenigstens in der Jugend ihre Schriften fleissig lesen. Allein da dieß meines Erachtens ein höchstwichtiger Gegenstand ist, so will ich mich darüber in der folgenden Vorlesung weitläuftiger erklären.

Sechszehnte Vorlesung.

Ueber den grossen Nutzen, den ein Redner aus dem Lesen der Dichter schöpfen kann.

Ich habe am Ende der vorhergehenden Vorlesung, bey Anlaß der Figuren, beyläufig die Anmerkung gemacht, wie nützlich das Lesen poetischer Schriften künftigen Rednern sey: Und ich bin überzeugt, daß wir bey näherer Untersuchung noch andere eben so wichtige Gründe entdecken werden, dasselbige zu empfehlen; und dazu ist gegenwärtige Vorlesung bestimmt. Allein da man hierüber sehr verschieden denkt; da es Leute giebt, die das Gegentheil behaupten, und die Untersuchung an sich selbst kitzlicht ist, so möcht ich nicht gerne, daß ihr Euch hierin auf mein Urtheil verlassen solltet. Ich will Euch also hierüber die Gedanken eines Mannes vorlegen, der in diesem und den meisten andern Theilen der Gelehrsamkeit recht gut bewandert ist. Meine Absicht ist nämlich, euch das Wesentliche einer Unterredung über diese Materie vorzulegen, die Eubulus, der als ein vortreflicher Staatsmann und Rechtsgelehrter bekannt ist, mit seinem Freund Philemon

gehalten hat, der so gefällig war, mir auf meine Bitte eine Abschrift davon mitzutheilen.

Das ungewöhnliche des Dialoge in einer Abhandlung von dieser Art wird reichlich durch den Charackter der Hauptperson des Eubulus ersetzt werden: Und ich hoffe, man werde mir verzeihen, daß ich etwas von andern borge, womit ich selbst nicht hinlänglich versehen bin. Ihr haltet es einem Wirth wohl zu gut, wenn er Euch ausser das Haus führt, wenn ihr an dem Ort bessere Gesellschaft und bessere Aufwartung findet, als er Euch zu Hause hätte verschaffen können. Diese Unterredung wurde folgendermaaßen veranlasset:

Philemon wollte dem Eubulus in den Sommerferien auf seinem Landgut einen Besuch abstatten. Da er bey seiner Ankunft seinen Freund nicht zu Haus antraf, nahm er als ein vertrauter Freund die Freyheit, sich bis zu seiner Rückkunft in seinem Büchersal zu verweilen: Nicht lange hernach kam Eubulus nach Hause; er war sehr erfreut, seinen Freund bey sich zu sehen, und entschuldigte sich, daß er ihn so lange hätte auf sich warten lassen.

Phil. Seyn sie darüber unbekümmert, Eubulus; denn ich hätte noch manche Stunde hier zubringen können, ohne lange Weile zu bekommen: Die Aussicht ist ja hier unvergleichlich schön! Was könnte angenehmer seyn, als der weite Meer-

busen, der sich vor unsern Augen ausbreitet, und uns so viele verschiedene Gegenstände darstellt; so viele Schiffe von verschiedener Grösse, die einen vor Anker liegend, die andern mit vollen Segeln, bey gleichem Wind ungleiche Wege verfolgend. Dort sehen wir die vorüberliegende Küste ganz mit Häusern bedeckt, welche die Sonnenstralen zurückprallen, und mit angenehm abstechenden schattichten Garten und Grotten gezieret sind. Und in einer weitern Entfernung jene Gebirge, die sich in den Wolken zu verlieren scheinen, und mit ihrer ungekünstelten aber edeln Pracht die Scene beschliessen! Eine Aussicht, die so viel schönes und verschiedenes hat, kann nie langweilig werden.

Eüb. Wirklich ist diese Aussicht schön: Ich habe von vielen Reisenden gehört, man werde schwerlich eine schönere von der Art in Europa finden. Indessen ist es doch gewiß daß dergleichen Schönheiten für einen Fremden mehr reizendes haben, als für den Eigenthümer. Der leztere wird darüber gleichgültig, weil er sie alle Tage siehet; oder wenn das nicht geschiehet, so wird er dann dadurch leicht am Studiren gehindert; denn eine Menge fremder Gegenstände stört seine Aufmerksamkeit.

Phil. Sagen Sie lieber, sie verschaffen eine angenehme und nützliche Erholung. Meines Be-

dünkens haben Sie auch die Wahl ihrer Lectur recht gut nach der Lage des Orts eingerichtet; wenigstens kann ich sonst keinen Grund für Ihre Wahl angeben.

Eub. Warum sagen Sie das?

Phil. Die Neubegierde verleitete mich einige von den Büchern zu öffnen, die hier auf dem Tische liegen; und, die Wahrheit zu gestehen, ich stutzte darüber; ich fand keine andere als poetische Werke. Ich dachte, das sind Schriften, die Sie wohl in Ihrer Jugend mögen gelesen haben, die sie nun aber schon lange als Kleinigkeiten auf die Seite gelegt haben.

Eub. Sachte, sachte, mein lieber Philemon! Sparen Sie diese harten Ausdrücke gegen eine Anzahl vortreflicher Männer, die man zu allen Zeiten verehren soll; deren Namen der Unsterblichkeit heilig sind; die zu allen Zeiten Ansprache auf eine besondere Begeisterung hatten, deren Genie und Sprache man für etwas göttliches hielt.

Phil. Ich weiß sehr wohl, daß die Poeten nichts gespart haben, ihre Kunst zu erheben. Allein, ohne uns jetzt bey ihrem Enthusiasmus, oder vielmehr bey ihrem Stolz, aufzuhalten, antworten Sie mir doch im Ernst: Sind diese Bücher zufälliger Weise hier, oder haben Sie es wirklich, wie man aus ihrer Lage schliessen sollte, versucht, ob sie aus dem Lesen derselben Vergnügen schöpfen können?

Eub.

Eub. Das letztere ist wahr. Und ich habe es nicht nur versucht, sondern ich bringe wirklich viele Zeit mit diesem Vergnügen zu, wie Sie es nennen. Aber ich nenne es eine Beschäftigung, und zwar eine nützliche Beschäftigung.

Phil. Sie setzen mich in Erstaunen. Ist es denn möglich, daß Eubulus, dessen Hauptstudium die ernsthafte Beredsamkeit ist, und der es darin nach jedermanns Geständniß so weit gebracht hat, seine Zeit Schriftstellern aufopfert, die ihm zu seiner Absicht nicht nur unnütz, sondern sehr schädlich sind?

Eub. Was? Unnütz, schädlich? Warum glauben Sie das? Wir haben noch ein Stündchen bis zum Mittagessen, und die Hitze erlaubt uns nicht ausser das Haus zu gehen: Was sagen Sie dazu? Wollen wir in dieser Zwischenzeit diese Materie untersuchen? Vielleicht ist es keine unnütze Speculation. Wir wollen uns hier zu diesem Fenster setzen, damit Sie die Aussicht frey haben, die Sie so sehr bewunderten. Nun, wenn es Ihnen beliebt, sagen Sie mir, auf was für Gründe bauen Sie Ihre Meynung?

Phil. Zu einer solchen Untersuchung hab ich mich gar nicht vorbereitet: Ich habe sogar diese Materie bis jetzt nie in reife Ueberlegung gezogen; noch viel weniger hab ich jetzt Gründe in Bereitschaft, die ich Ihnen methodisch vorlegen kann.

Doch

Doch ich sehe meine Behauptung als eine Wahrheit an, die an sich so klar ist, daß mir für Beweise nicht bange wird.

Eüb. So sagen Sie mir denn Ihre Gründe: Nicht aus Disputirsucht, sondern aus einer bessern Absicht möcht ich sie wissen. Ich möchte mich sehr gerne gegen Ihnen rechtfertigen: Und ich habe die beste Hoffnung, Ihnen keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich Sie wieder mit einer alten Bekanntschaft aussöhne, die wir gewöhnlich in unserer Jugend machen, aber meistens gar zu bald wieder abbrechen, und uns dadurch des Vergnügens und Vortheils berauben, welches sie uns in reifern Jahren verschaffen würde, wo meistenstheils Mängel der Zeit, die lange beyseite gesetzte Uebung in solcher Lectur, Geschäfte und Vorurtheile die Erneuerung dieser Bekanntschaft hindern.

Phil. Ich hoffe, Sie werden mein Herz allezeit der Ueberzeugung offen finden. Da Sie es also verlangen, so will ich Ihnen meine Gründe kurz, und so wie sie mir einfallen, vorlegen. Ich behaupte nämlich: Die Dichter seyen Feinde der wahren Beredsamkeit; und zwar aus folgenden Gründen. Antworten Sie mir auf diese Frage: Sind nicht der Unterricht und die Ueberzeugung die Hauptzwecke der Beredsamkeit?

Eüb. Das nehm ich als ausgemacht an.

Phil.

Phil. Muß also nicht, um diesen Zweck zu erreichen, der Redner den Verstand erleuchten?

Eüb. Ohne Zweifel?

Phil. Richten sich aber nicht die Dichter an die Einbildungskraft und die Leidenschaften? Sie entfernen also ihre Bewunderer von dem wahren Endzweck der Beredsamkeit.

Eüb. Soll ich Ihnen jetzt antworten? Oder wäre es nicht besser, wenn Sie zuerst alle Ihre Einwürfe vortrügen, damit wir dieselben hernach desto besser untersuchen könnten?

Phil. Von Herzen gerne: Das ist der kürzere Weg. Meinen ersten Einwurf haben Sie schon gehört.

Ferner: Die Dichter beschäftigen sich nur mit Erfindungen; Sie bleiben dabey stehen. Auf diese Weise bringen sie uns eine gewisse Abneigung gegen die Wahrheit bey.

Sie werfen Zeit, Ort, Personen, Umstände und Characktere durch einander, und drängen ihre Gedanken, so wie sie sind, ganz verwirrt zusammen; ja sie verwerffen sogar die Regelmässigkeit als etwas abgeschmacktes, formales, das mit ihren eingebildeten Schönheiten nicht bestehen kann.

Sie verabscheuen die Beweise, das einzige Hülfsmittel der Erkenntniß, und einer vernünftigen Ueberredung: Und um alles recht gut zu machen, ist auch ihr Styl schwülstig, blumenreich

und unnatürlich. Ich habe nicht nöthig, Sie mit Anführung vieler Beyspiele aufzuhalten; sie sind Ihnen schon bekannt; denn man findet sie häufig in den Schriften der Dichter.

Eud. In der That, Philemon, Sie machen Ihre Sache sehr kurz. Wenn sich alles so verhält, wie Sie sagen, so verdienen die Poeten nicht nur Ihren Tadel, daß sie der Beredsamkeit schädlich seyn, sondern sie sind wirklich Feinde der Vernunft und des gesunden Verstandes. Allein wir wollen jeden Einwurf besonders betrachten: Vorher aber müssen Sie mir erlauben, Ihnen ein Paar Fragen vorzulegen, deren Beantwortung vielleicht einige Mißverständnisse in dieser Materie aus dem Weg räumen kann. Sollten nicht Thatsachen, wenn man anderst welche aufweisen kann, unter den Beweisen den ersten Platz haben, weil sie faßlich sind, weil man dabey nicht leicht irren kann, und weil sie doch beym ersten Anblick überzeugen?

Phil. Das sollten sie in der That.

Eud. Nun, Philemon, was sagt die Geschichte? Kömmt sie mit Ihren Gründen überein?

Phil. Diese Frage kann ich nicht so geschwind beantworten.

Eud. Sie haben recht; ich will Ihnen also auf die Antwort helfen: Irre ich, so helfen Sie mir zurecht.

Phil. Ich werde es gewiß thun.

Lüb. So viel ich weiß, haben die grösten Redner die Dichter nicht nur studirt, sondern sie sogar abcopiert. Dieß ist aus dem Beyspiel des Demosthenes, des größten Redners so offenbar, daß Lucian sogar über seine Nachahmung Homers ein eigenes Gespräch geschrieben hat. Longin sagt eben dasselbe von Plato, mit dem Zusatz: Er seye nicht nur ein Nachahmer, sondern ein Nacheiferer Homers gewesen. Dionysius von Halikarnaß treibt dieses noch weiter; er sagt: Die Prose des Demosthenes ist schön, weil sie mit Homers Versen viel Aehnlichkeit hat; und Homers Verse gefallen uns wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Prose des Demosthenes. Schlägt den Livius auf, und ihr werdet finden, daß er in manchen Stellen so poetisch schön als Virgil schreibt: Und die Kunstrichter tadeln es am Tacitus, daß er es hierin zu weit getrieben habe. In vielen lebhaften Beschreibungen des ältern Plinius finden wir auch die Phantasie und den Styl eines Dichters. Cicero selbst, so schlecht seine Verse sind, ist doch oft in seiner Prose ein vortreflicher Dichter. Werfen nun nicht diese unläugbaren Thatsachen alle Ihre Beweise über einen Haufen? Wenn die grösten Redner die Poeten nicht nur fleissig gelesen, sondern sogar nachgeahmt haben, kann dann das Lesen derselben der Beredsamkeit hinderlich seyn?

Phil.

Phil. So gewiß es ist, daß es diesen Männern nicht geschadet hat, so kann es doch überhaupt schädlich seyn. Nur wer es versteht, kann aus Gift heilsame Arzneyen zubereiten.

Eüb. Gut! Aber sind diese Männer auch Ihrer Meynung? Ziehen sie dieselben zu Rath: Hören Sie, was Cicero sagt: Eſt enim finitimus oratori poeta, numeris adſtrictior paulo, verborum autem licentia liberior, multis vero ornandi generibus ſocius, ac pæne par. *Cic. de Orat. L. I* 16. *& L. III.* 10. Sed omnis loquendi elegantia, quamquam expolitur ſcientia litterarum, tamen augetur legendis Oratoribus & Poetis. Und Quintilian ist eben der Meynung: Plurimum dicit oratori conferre *Theophraſtus* lectionem Poetarum; multique ejus judicium ſequuntur; neque id immerito. Namque ab his & in rebus ſpiritus, & in verbis ſublimitas, & in affectibus motus omnis, & in perſonis decor petitur, præcipueque velut attrita quotidiano actu forenſi ingenia, optime rerum talium blanditia reparantur; ideoque in hac lectione *Cicero* requieſcendum putat. *Quintil. Inſt. Orat. L. X. C.* 1. Die Stelle ist merkwürdig; wir wollen das Buch selbst zur Hand nehmen, wenn es Ihnen beliebt; Sie müssen solche ganz lesen, sie ist es wohl werth.

Phil. Daran zweifle ich nicht; allein ich erwartete keine Beweise, die von dem Ansehen her-

genommen sind, sondern solche die aus der Natur der Sache selbst fliessen.

Eüb. Meine Absicht ist gar nicht, sie durch blosse Gründe des Ansehens zu überzeugen: Sie haben eigentlich nur diesen Nutzen (und mehr verlang ich auch nicht) daß das Ansehen berühmter Männer die Vorurtheile gegen eine Meynung, noch ehe man zu den Beweisen fortgeht, entfernen kann; weil sich daraus vermuthen läßt, daß diese Meynung doch zum wenigsten nicht so gar abgeschmackt sey: Und wenn sie wirklich erwiesen ist, so dienen sie zur Bekräftigung, und tragen das ihrige dazu bey, daß man sich desto leichter überzeugen läßt. Allein, damit ich Sie nicht länger bey etwas aufhalte, das ihnen nicht sehr wichtig vorkömmt, so will ich Ihnen auf Ihrem Wege folgen, und von den Gründen der Geschichte nnd des Anseheus zu den Gründen der Vernunft fortgehen. Sie sagen erstlich, die Dichter setzen die Leidenschaften und die Phantasie in Bewegung; ich gebe es zu: Muß aber der Redner nicht eben dasselbe thun?

Phil. Ich sehe nicht ab, warum das so nothwendig sey.

Eüb. Ist nicht die Ueberredung sein Endzweck? Muß er also nicht gefallen, wenn er diesen Endzweck erreichen will?

Phil. Es ist genug, wenn er sich an die

Vernunft, das höchste und herrschende Vermögen der Seele wendet.

Eub. Es ist wahr, die Vernunft ist, nach der Ordnung der Natur, das höchste, aber niemals das einzige, und sehr oft nicht das herrschende Vermögen der Seele. Zu dieser Fürstin kann man nur durch ihre Bedienten, die Phantasie und die Leidenschaften, den Zutritt erlangen. Nun folgt aus Ihrem eigenen Beweis, daß man diese Kunst am besten von den Dichtern lernen kann: Denn das ist ihr Hauptgeschäft, diesen Favoriten zu schmeicheln. Oder sagen Sie mir, Philemon, glauben Sie wohl, daß eine zusammenhängende Kette von geometrischen Beweisen zum Unterricht oder zur Ueberzeugung einer versammelten Gemeind etwas beytragen würde?

Phil. Ich glaube es nicht.

Eub. Aber eine Rede, wie Sie dieselbe haben möchten, die aus nichts anders als strengen und genau zusammenhängenden Beweisen bestühnde, würde gerade eine solche Kette seyn: Strenge Beweise in einer Rede gefallen auch dem nicht, der sie verstehet, und dem grossen Haufen sind sie unverständlich.

Phil. Gut! Aber wenn sich die Sache so verhält, wenn man nothwendig die Phantasie und die Leidenschaften in Bewegung setzen muß, so sind doch die Dichter schädliche Lehrer. Ihre

Kunst

Kunst bestehet aus Erfindungen; ihre Bilder sind wild und ausschweifend, sie verwirren alle Wahrheit und Natur. Ist es möglich, daß etwas der Natur der Beredsamkeit mehr widersprechen kann?

Eüb. Das ist wirklich das wichtigste in Ihrem Einwurf, und verdient wohl erwogen zu werden. Antworten Sie mir also: Glauben Sie, daß die Dichtkunst eine Feindin aller Arten von Wahrheit, und daß sie es allezeit ist? Oder ist sie überhaupt eine Freundin der Wahrheit, und geht nur bey gewissen Anlässen, und unter gewissen Umständen, davon ab?

Phil. Die Dichtkunst ist überhaupt eine Feindin der Wahrheit; niemals, oder nur sehr selten ihre Freundin; und auch dann nur zufälliger Weise, nicht aus Absicht.

Eüb. Wie kann das seyn? Gewiß, alle Dichter sagen das Gegentheil. Sagen Sie immer, das Fundament ihrer Schriften seyn Fabeln, die Umstände seyn erdichtet; man kann doch daraus eine gute Sittenlehre ableiten; und das ist schon eine wichtige Wahrheit. Oder könnte wohl ein Trauerspiel gefallen, wenn in demselben keine Richtigkeit in den Gedanken, kein Zusammenhang im Plan, und keine Wahrheit in den Characktern wäre? So verhält es sich in allen Aesten dieser Kunst: Man muß immer die Natur und die Wahrscheinlichkeit beybehalten; und was sind

diese anders als Wahrheit? Ein Dichter, der dieses verabsäumt, versteht seine Kunst nicht, sondern mißbraucht sie.

Phil. Aber Wahrscheinlichkeit ist nur ein Schein von Wahrheit.

Lüd. Es ist wahr; aber sie thut die nämliche Wirkung, wie die Wahrheit, wo sie anderst nicht offenbar zum Zwecke hat, zu hintergehen. Sonst könnten Sie mit gleichem Recht sagen: Jede rethorische Figur sey ein Betrug, und zerstöre alle Beredsamkeit: Ja, jede Rede würde ein Betrug seyn; denn ganz ohne alle Figuren kann ich mir keine gute Rede vorstellen. Allein wir wollen es versuchen, diese Materie auf eine andere Art ins Licht zu setzen. Jede Kunst hat etwas eigenes; aber kann nicht auch jede verschiedenes mit andern Künsten gemein haben? Kann nicht eine Kunst der andern mit etwas helfen, womit sie besser versehen ist; und ist es nicht klug, dasselbe von ihr zu entlehnen?

Phil. Ich glaube, daß es sich wirklich so verhält.

Lüd. Ja, dieß begegnet sehr oft in den verschiedenen Theilen der gleichen Kunst. Ich will mich durch ein Beyspiel erklären: Ein Portraitmahler und ein Historienmahler haben ganz verschiedene Arbeiten: Jen muß sich genau an ein bestimmtes Muster, an die Bildung, die Züge,

 und

und die Mine der Person halten die er abmahlt; dieser hingegen darf, wenn er nur die historische Wahrheit nicht verletzt, im übrigen seiner Phantasie freyen Lauf lassen. Allein dieß hindert nicht, daß auch der Portraitmahler von dem Historienmahler vieles lernen kann; seine Mühe wird gewiß nicht vergeblich seyn, wenn er den Styl eines Raphael, oder das Colorit eines Titian zu erreichen sucht.

Wir wollen nun dieses Beyspiel auf unsere Materie anwenden. Sie können den Redner einen Portraitmahler nennen; er muß sich auf eine bestimmte Sache, ihre Umstände, und die Wahrheit einschränken: Der Dichter muß sich wie der Historienmahler auch an die Regeln der Wahrheit und Natur halten; allein er hat freyere Hand, er darf seiner Erfindungskraft ein weiteres Ziel setzen: Und doch kann der Redner mit grossem Nutzen die Poeten studieren, und manche Annehmlichkeiten und schöne Zierrathen von ihnen entlehnen. Die Schönheiten, welche die Dichtkunst schafft, können auch die Wahrheit schmücken: Und die Bekanntschaft mit erhabenen ja sogar mit ausschweifenden Bildern, welche das unbegränzte Gebiet der Erfindung der Phantasie verschaft, kann eine richtige und wohlgeordnete Einbildungskraft erwärmen und erhöhen. Die ehrwürdige Juno der Redner darf gar wohl den

reitzenden Gürtel der Liebesgöttin der Dichter entlehnen, wenn sie denselben nur in der guten Absicht trägt, eine erlaubte Eroberung zu machen.

Phil. Noch sehe ich es nicht ein, wie sich ein Liebhaber der Wahrheit ohne Gefahr in dieses unbegränzte Gebiet der Fabel hinein wagen dörfe; er könnte leicht von der Seuche angesteckt werden, die nur gar zu allgemein ist. Wir wollen für einen Augenblick setzen, Sie haben recht; was würde doch ein Redner für eine lächerliche Figur machen, wenn er mit diesen entlehnten Zierrathen, mit diesem poetischen Kleid aus dem Reiche der Dichtkunst zurückkäme, und ernsthafte Wahrheiten in dem schwülstigen Bombast der poetischen Sprache vortragen würde?

Eub. Sie kommen nun auf einen andern Theil Ihres Einwurfs; allein auch hierauf hab ich schon eine Antwort in Bereitschaft. Sagen Sie mir, Philemon, würde ein vernünftiger Mensch, der vollkommen singen gelernt hätte, um deswillen alles was er öffentlich sagt oder lieset, nach abgemeßnen musicalischen Tönen und Cadenzen hersagen oder lesen.

Phil. Ganz gewiß nicht.

Eub. Man sagt vom Demosthenes, er habe die Aussprache und Action von einem Schauspieler gelernt: Und Cicero zog hierüber den Roscius zu Rath. Glauben Sie nun, daß einer von

diesen grossen Männern auf dem Rathhause zu Athen oder Rom mit allen den theatralischen Stellungen und Gesticulationen aufgetreten sey, die auf dem Theater nothwendig sind? Oder entlehnten sie nur das aus ihrer Kunst, was sie in ihrer eigenen mit Würde und Anstand gebrauchen konnten?

Phil. Ohne Zweifel thaten sie das letztere.

Eub. Sagen Sie mir ferner, glauben Sie, daß ein vernünftiger Mensch, ja sogar ein Dichter von Profession, wenn er mit Ihnen reden, oder über eine ernsthafte Angelegenheit einen Brief schreiben würde, in Versen reden oder schreiben würde?

Phil. Auch das glaub ich nicht.

Eub. Meines Bedünkens widerlegen diese Beyspiele Ihren Einwurf vollkommen. Uebung in der Musick, und Erfahrung in der Action können auch in einer ernsthaften Rede vieles zur Verbesserung der Stimme und des Vortrags beytragen, ohne daß man dabey weder singen, noch sich wie ein Schauspieler gebehrden muß. Eben so kann auch der feurigere Styl der Dichter die Prose erheben und beleben. Ein Dichter wird nicht in Versen schreiben, wo er weißt, daß sich die Prose besser schickt. Warum? Weil es verschiedene Künste sind, die einander gar nicht gleichen. Und so wie er sich des Sylbenmaasses nicht

bedient, so wird er sich auch des Styls nicht bedienen, der den Versen eigen ist; z. B. weitläuftiger Vergleichungen, kühner Metaphern, häufiger Figuren, lebhafter und blumenreicher Beschreibungen, ungewöhnlicher Ausdrücke, u. s. f. denn da dieß alles der poetischen Sprache eigen ist, so kann es nicht in die Prose übergetragen werden; oder wenn man es versuchen wollte, so würde man den Verstand eben so sehr beleidigen, als das Ohr durch oft eingemischte Cadenzen von Versen beleidigt wird. Allein das alles hindert nicht, daß man die kühnen Gemählde der Dichter, ihren lebhaften Ausdruck, ihre starken und kurzen Sentenzen, und ihr lebhaftes und glühendes Colorit nicht mit vielem Nutzen studieren, und bey gehöriger Sorgfalt glücklich und mit Vortheil in die Prose übertragen könne. Was der Verfasser des Versuchs über die Critick sagt, schickt sich recht gut hieher: „Die bewegen sich „am leichtesten, die gelernt haben tanzen.„ Es würde lächerlich seyn, wenn man bey dem gewöhnlichen Gehen tänzerische Bewegungen machen würde; aber das ist doch gewiß, daß die Tanzkunst auch dem gewöhnlichen Gang eine gewisse Annehmlichkeit giebt.

Phil. Aber es ist sehr schwer, sich inner diesen Schranken zu halten; die Gefahr sie zu überschreiten ist groß, und die Wirkungen davon sind sehr schlimm.

Eub. Das geb ich zu. Allein man hat in allen Künsten Gefahren und Schwierigkeiten zu befürchten, wenn man in denselben vollkommen werden will. Wenn Sie nur deutlich, aber wahrscheinlich zugleich auch trocken und unangenehm seyn wollen, so läßt sich das noch wohl machen; Sie dürfen nur die Logick und Geometrie studiren, und Acten und Berichte lesen; allein, wenn Sie etwas mehreres und edleres verlangen; wenn Sie rührend, erhaben, pathetisch seyn wollen, so müssen Sie zu denen Ihre Zuflucht nehmen, welche mit der Phantasie und den Leidenschaften umzugehen wissen. Ueberhaupt, Philemon, wollen Sie in Ihren Einwürfen der Poesie allen richtigen Geschmack und alle Wahrheitsliebe absprechen; und darin thun Sie ihr gewiß unrecht: Denn diese müssen dem Dichter so lieb seyn als dem Redner.

Phil. Ich glaube, Sie würden viel Mühe haben, dieses zu beweisen.

Eub. Nichts weniger, so wie ich die Sache ansehe. Der Unterschied zwischen diesen Künsten bestehet darin: Ich möchte den Menschen gern ein feines Vergnügen verschaffen, ich möchte sie auf eine angenehme Weise unterrichten und verbessern; das sollte allemal mit eine Absicht des Dichters bey seinen Schriften seyn, wenn es schon nicht allemal geschiehet. Man lieset meine Arbeit

auf dem Zimmer, selbst theatralische Stücke kommen zuletzt auf den Nachtisch; Sie sehen also, daß ich mich bemühen muß, meinen Lesern zu gefallen; das ist ein Hauptpunkt, denn sonst sehe ich nicht ab, was sie bewegen soll sich hinzusetzen und meine Schriften zu lesen: In diesem Fall ist der Dichter. Seinen Lesern zu gefallen ist also für ihn eine Hauptsache; ohne das ist seine Mühe umsonst. — Oder aber: Ich habe die Absicht sie etwas zu lehren, das unmittelbar nothwendig und nützlich ist. Entweder soll ich über ein Eigenthum entscheiden, oder einen wichtigen Punkt aus der Sittenlehre ins Licht setzen, oder helfen ein gutes Gesetz zu Stand bringen: Bey dem allem fällt der grosse Nutze in die Augen, und das macht sie aufmerksam. Nichtsdestoweniger wird sich, wenn mein Vortrag der Natur der Sache gemäß etwas weitläuftiger wird, ihre Aufmerksamkeit verlieren, wenn ich nicht etwas aufbringen kann, daß denselben angenehm macht. Das Vergnügen ist also in diesem Fall ein höchstnützliches, oder vielmehr unentbehrliches Hülfsmittel. Und wie wollen sie sich in den Stand setzen, dasselbe mit Vortheil zu gebrauchen? Wie anders, als wenn sie diejenigen zu Rath ziehen, die dasselbe nothwendig gebrauchen müssen, deren Kunst sich hauptsächlich damit beschäftigt. Sie müssen also von den Dichtern Zierrathen entlehnen, um

mit denselben die Wahrheit zu verschönern; aber sie müssen nur solche entlehnen, die wirklich schön sind; nicht dergleichen welche die Wahrheit verunstalten könnten.

Phil. Ich fürchte sehr, der müsse nicht nur ausserordentlich scharfsichtig in der Unterscheidung dieser Zierrathen, sondern auch sehr bescheiden im Gebrauch derselben seyn, der diese Gränzen nie überschreiten will. Allein, was wollen Sie mir auf den andern Einwurf antworten? Sie werden mir doch zugeben, daß ein Redner nothwendig eine gewisse Methode beobachten müsse; und daß die Poeten geschworne Feinde der Methode seyen: Diese Formalitäten sind ihnen unerträglich; sie glauben, ihre Werke würden dadurch troken und geschmacklos werden; die Methode würde ihrer Einbildungskraft, welche nie besser arbeiten kann, als wenn sie vollkommen frey ist, und mit einer wilden Zügellosigkeit allenthalben umher schweifen kann, Fesseln anlegen.

Eüb. Ich kann gar nicht begreifen, wie diese Meynung Gönner gefunden, und sich so weit ausgebreitet hat, da sie doch meines Erachtens vollkommen unbegründet ist. Denn ich bin überzeugt, daß die Methode bey einem jeden guten Aufsatz eine wesentliche Vollkommenheit ist. Aber es giebt verschiedene Methoden; und vermuthlich kömmt dieser Irrthum eben daher, daß man darauf nicht

Achtung

Achtung gegeben hat. Es giebt eine Methode, die bey der Erfindung der Wahrheit sehr nützlich ist, und eine andere die zum Vortrag der gefundenen Wahrheit dient. Bey der einten fängt man bey den einfältigsten und bekanntesten Wahrheiten an, und geht zu den zusammengesetztern und unbekanntern fort; bey der andern fängt man mit den zusammengesetztern an, und steigt auf die einfältigeren herab; man sucht aus den Wirkungen die Ursachen zu entdecken, oder man führt die Wirkungen auf ihre Ursachen zurück. — Es giebt ferner eine offenbare Methode, bey welcher man Schritt vor Schritt gehet, und wo eins aus dem andern fließt; und dann giebt es auch eine verdeckte, deren verschiedene Theile man nicht so deutlich bemerkt, die aber doch ihren besondern Nutzen hat. Es giebt ferner eine historische Methode, welche der Ordnung der Zeiten folgt, und eine Poetische, welche diese Ordnung übertrittet; aber nur auf eine gewisse Weise, und in einer gewissen Absicht. Ein jeder vernünftige Mensch wird seine Gedanken über alle Gegenstände in die natürlichste Ordnung setzen; aber daraus folgt nicht, daß er dieselben auch andern in der gleichen Ordnung erklären und vortragen müsse.

Phil. Warum das? Sie setzen doch ihre Gedanken darum in Ordnung, damit sie deutliche

Begriffe

Begriffe bekommen; und deutliche Begriffe bringen doch einen deutlichen Ausdruck hervor.

Lud. Das ist wahr: Aber, wie wir schon gesagt haben, die Deutlichkeit macht nicht alles aus; man muß auch vergnügen, unterhalten, anziehen: Wie wollen Sie sonst die Aufmerksamkeit Ihrer Zuhörer gewinnen, die gewöhnlich sehr eckel, und fast allezeit träg und schläfrig sind? Daher kömmt es, daß die Redner, so regelmässig sie sonst ihre Begriffe in Ordnung setzen, diese natürliche Methode dennoch manchmal verlassen, und die poetische nachahmen müssen, damit sie die Neubegierde ihrer Zuhörer rege machen, und ihre Aufmerksamkeit unterhalten können. Sie setzen ihre Gedanken in eine solche Ordnung, daß einer dem andern Licht und Glanz mittheilt, und das Ganze dadurch eben so angenehm als verständlich wird. Eine beobachtende Person kann, wenn sie das Zeichnen nur ein wenig verstehet, verschiedene Gegenstände, die zu einem schönen Prospect, z. B. zu dem, den wir vor uns haben, gehören, aufs Papier werfen, alle in ihrer natürlichen Gestalt und Lage: Hier ein abhängendes Stück Land, dort einen See oder Fluß, in einer weitern Entfernung Häuser, oder Bäume, oder Gebürge; das alles können Sie vollkommen voneinander unterscheiden: Aber lassen Sie einen Mahler den gleichen Prospect bearbeiten, so wird derselbe

solche

solche Gegenstände auswählen, die am meisten ins Aug fallen; er wird sie nach perspectivischen Regeln in Ordnung stellen; die einten wird er mehr in Schatten setzen, die andern mehr hervorstellen, und Ihnen nicht nur einen wahren, sondern auch schönen und verhältnißmässigen Entwurf von denselben verfertigen.

Ja ich unterstehe mich sogar, zu behaupten, ein Redner müsse in einem gewissen Grad die Deutlichkeit der Schönheit aufopfern. Das haben alle grosse Redner zu allen Zeiten gethan; das haben sogar die grösten Mathematicker gethan, um ihre Beweise gedrungen und schön zu machen: Das macht die Richtigkeit und Vollkommenheit dieser Kunst aus, daß man die eigentlichen Gränzen nicht überschreite; denn sobald man die Zierlichkeit übertreibt, so artet sie in Dunkelheit aus.

Noch mehr, ich bin überzeugt, daß ein Dichter eben so sehr an die Methode gebunden ist, als ein Redner, der selten mehr gebrauchen muß als er verbergen kann; denn die Gewohnheit, seine Rede vor seinen Zuhörern gleichsam zu zergliedern, und jeden Theil derselben herzuzählen, so wie es jetzt Mode ist, muß ihr nothwendig ein gewisses unangenehmes formales Ansehen geben. Meine Meynung wird durch die Geschichte bestätigt. Die Reden, welche man sehr oft bey den

dramatischen Dichtern der Griechen findet, und die meistentheils sehr poetisch sind, werden oft eben so genau und methodisch seyn als diejenigen, die man bey den griechischen Rednern antrift. Meines Bedünkens sind Horazens Briefe eben so methodisch als Ciceros Abhandlungen; wenn schon der Verfasser des Versuchs über die Critick von diesem Dichter sagt: „Horaz bezaubert uns „durch die angenehmste Nachlässigkeit, und über„zeugt ohne strenge Methode unsern Verstand.„ Meines Erachtens wollte er damit Horazens Methode nur von der förmlichen logicalischen Methode unterscheiden. Nehmen Sie einen von seinen Briefen, z. Ex. den an den Augustus; und ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht zeigen könnte, daß durch den ganzen Brief ein guter methodischer Plan herrscht; daß in demselben alles ordentlich, aber ungezwungen und leicht; alles regelmässig, aber voll Annehmlichkeit ist. Allein man ruft uns zum Essen.

Phil. Ich begleite Sie; aber mit dem Beding, unsere Unterredung nach dem Essen wieder fortzusetzen; denn meine Zweifel sind noch nicht alle gehoben; oder vielmehr, meine Wissensbegierde ist noch nicht gesättigt.

Siebenzehnte Vorlesung.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Phil. Ich bin recht froh, daß uns die Gesellschaft sobald verlassen hat; wir werden nun Zeit haben, unsere Unterredung zu Ende zu bringen, bis mich der Abend nach Hause gehen heißt. Ich errinnere mich noch wol, daß ein Theil meines Einwurfes noch unbeantwortet ist. Nämlich: Ein öffentlicher Redner muß nothwendig Beweise gebrauchen; und diese können die Poeten gar nicht leiden. Muß also nicht das fleissige Lesen derselben einem Redner nachtheilig seyn?

Eub. So würde es in der That seyn, wenn sich die Sache so verhält wie Sie sagen: Allein daran zweifle ich sehr. Das gebe ich zu, daß in einem Gedicht ein lange Kette von Schlüssen, ein Glied am andern sehr übel angebracht wäre; aber es ist auch wahr, daß sich die Dichtkunst der Schlüsse, und zwar oft starker und gedrungener Schlüsse bedient: Allein sie untermischt solche mit Beschreibungen, und belebt sie durch Bilder. Ein guter Dichter stellt sie in eine solche Ordnung, daß sie seinem Gedicht Anmuth geben,

ohne

ohne etwas von ihrer Stärke zu verlieren. Und sollte nicht der Redner nach dem gleichen Plan arbeiten? Er muß niemals Schlüsse an Schlüsse ketten, und durch Lemmen, Säße, und Corollarien reden. Wer vor einem Volk auftreten will, muß den Dichter nachahmen, und den Ernst strenger Beweise mildern; er muß, indem er den Verstand überzeugt, auch die Aufmerksamkeit zu unterhalten suchen.

Phil. Ich will nicht sagen, **Eubulus**, daß mich Ihre Gründe ganz zu einem Anhänger der Poeten gemacht haben; aber das gestehe ich, daß sie mir manches Vorurtheil benommen haben. Wenn ich Ihnen aber schon zugebe, daß Sie den einen Punkt bewiesen haben; daß das Lesen der Poeten einem Redner nicht schädlich sey: Wie wollen Sie mir denn den zweyten beweisen, daß es ihm zuträglich sey? Ich sehe die Auflösung dieser Frage für eine ganz andere, und für sehr wichtig an.

Eub. Meines Bedünkens folgt dieses natürlich aus den bereits gemachten Anmerkungen. Allein ich will mich, um Sie vollkommen zu befriedigen, in eine ausführlichere Untersuchung einlassen. Ich setze das ein für allemal zum voraus, daß man zwischen dem was nützlich und dem was nothwendig ist, einen grossen Unterschied machen muß: Eine lebhafte Phantasie kann ohne

das Lesen der Poeten, ohne Hülfe der Kunst, etwas sehr gutes zustandbringen; aber überhaupt genommen ist es doch nützlich.

Phil. Ich bin völlig Ihrer Meynung, und will Ihre Einschränkung nicht vergessen.

Eüb. So sagen Sie mir denn, Philemon, ist nicht die Kürze, wenn sie der Deutlichkeit nichts schadet, eine Vollkommenheit in einer Rede?

Phil. Das geb ich zu; aber das ist gegen Sie: Denn die Poeten sind grosse Liebhaber von Umschreibungen; sie führen uns nie gerade zur Sache, sondern durch angenehme Umwege.

Eüb. Wir wollen sehen: Hält man diejenige Rede für die kürzeste, zu deren Vortrag der kleinste Zeitraum erfodert wird?

Phil. Daran wird wohl niemand zweifeln.

Eüb. Wie? Setzen Sie den Fall, dieser rede nur wenige Minuten, aber wenig das zur Sache dient; und ein anderer viele Minuten, aber alles so richtig und zur Sache dienlich, daß jeder Periode zur Erläuterung seines Hauptsatzes etwas beyträgt: Welcher unter diesen beyden ist nun, insoferne wir die Kürze als eine Vollkommenheit betrachten, der kürzere Redner?

Phil. Ich muß gestehen, der, welcher nur das nothwendige sagt.

Eüb. Sehr gut: Sie sehen also, daß es eine zweyfache Kürze giebt. Die eine berechnet man

nach der Zahl der Worte die man redet, oder nach der Zeit die während des Vortrags verfließt: Diese Kürze gehet unsere Frage nichts an. Die andere besteht in der Zahl der Worten, oder der Dauer der Zeit, in Vergleichung mit der Beschaffenheit dessen was gesagt worden ist: Dieses macht eigentlich die Kürze aus, welche eine Vollkommenheit ist; die Qualität nicht die Quantität einer Rede. Der, welcher eine halbe Stunde redt, kann wirklich ein kürzerer Redner seyn, als der, welcher nur eine halbe Viertelstunde declamirt.

Phil. Das kann ich nicht läugnen.

Eüb. Wenden Sie nun diese Distinction auf die Poeten an. Das geb ich Ihnen zu, daß sie bey allen ihren Gegenständen gewöhnlich umständlich sind; aber sie müssen es auch seyn; sie müssen jede Kleinigkeit beschreiben; sie müssen alle Theile ausmahlen; sie müssen in die genauste Zergliederung eintreten; sie müssen alles ausführen und erweitern, damit das Ganze einen beträchtlichen Umfang bekomme; aber folgt daraus eben, daß sie weitschweifig seyn?

Phil. Freylich, wenn sie das wesentliche dessen, worüber sie schreiben, enger zusammenfassen könnten?

Eüb. Sagen Sie mir, halten Sie die Rede des Demosthenes für die Krone für weitschweifig?

Phil. Nein, sie enthält nichts überflüssiges.

Eüb. Und doch ist diese Rede ziemlich groß. Oder, würden Sie sagen die Vertheidigungsrede des Cicero für den Milo sey langweiliger als eine von den Declamationen die man dem Quintilian zuschreibt, welche kaum halb so groß sind?

Phil. Nichts weniger.

Eüb. Lucius Florus erzählt uns die Zusammenverschwörung des Catilina auf einer einzigen Seite, und Sallust füllt über hundert Seiten damit an: Wollen Sie nun daraus schliessen, Sallust sey ein Schwätzer, oder Florus sey ein beßrer Geschichtschreiber?

Phil. Wozu dienen doch alle diese Fragen? Sie können meine Antwort wohl errathen.

Eüb. Ich wollte damit nur zeigen, daß die Dichter, wenn sie schon viele Worte gebrauchen, doch nicht allemal weitschweifig seyn; denn sie wählen nur die wichtigsten Umstände aus, die entweder lehrreich oder angenehm sind; und diese behandeln sie so, daß die Aufmerksamkeit beständig unterhalten wird. Darinn besteht eigentlich ihre grosse Kunst; so groß ihre Werke immer seyn mögen, so sagen sie doch nie zuviel; man bemerkt in allen Theilen die sorgfältigste Ausarbeitung. Und in diesem Stück können die Redner mit vielem Vortheil die Poeten nachahmen. Auch sie sollten nur die wichtigsten Umstände auswählen, und jeden so ausführen, daß der Zuhörer nie über-

drüssig

drüssig würde; auch sie sollten ihn allenthalben belehren oder unterhalten, damit seine Aufmerksamkeit nie abnehme. Meines Bedünkens ist ein solcher Redner, sein Vortrag mag noch so lange dauern, ein kurzer Redner. — Ich will das, was ich bisher gesagt habe, durch ein Beyspiel erläutern. La Motte Houdart, ein französischer Schriftsteller von nicht geringen Talenten, aber, erlauben Sie es mir zu sagen, ein gar zu strenger und delicater Kunstrichter, wirft dem Homer, nebst verschiedenen andern vermeintlichen Fehlern, auch eine unerträgliche Weitschweifigkeit vor: Er gesteht zwar, daß die Iliade viele vortrefliche Stellen enthalte, und verdiene seinen Landsleuten bekannt zu werden. Dieses nimmt er selbst auf sich; aber wie geht er dabey zu Werk? Er wagt es, dieses Gedicht mit Weglassung alles Ueberflüssigen in französische Verse zu übersetzen, und zieht es auf diese Weise so zusammen, daß es mehr als zwey Drittheil kleiner wird, als das Original; und doch ist seine Arbeit, ich darf nicht sagen weitläufiger als das Original, aber sehr sehr weitschweifend.

Phil. Ich denke, weil es in Vergleichung mit dem Original schaal und matt ist.

Eub. Sie haben Recht. Allein dieser scharfsinnige Kunstrichter hat vermuthlich die Kürze nach der Zahl der Zeilen berechnet. Vielleicht denken

Sie, ich behaupte einen sehr paradoxen Satz; allein, wenn Sie denselben untersuchen wollen, so weiß ich, Sie werden finden, daß ich vollkommen Recht habe.

Phil. Ich will jetzt lieber lernen, als mit Ihnen streiten; doch muß ich gestehen, daß mir Ihr Satz, daß die Dichter Lehrer der Kürze seyn, noch nicht einleuchten will.

Eub. Und doch kann man dieß durch häufige Beyspiele aus ihren Schriften beweisen. Was halten Sie von dieser Stelle im Virgil, in welcher Aeneas nach seiner Anrede an den Geist des Hectors sagt:

Ille nihil; nec me quærentem vana moratur:
Sed graviter gemitus imo de pectore ducens:
Heu fuge, nate Dea, teque his, ait, eripe flammis.
Hostis habet muros; ruit alto a culmine Troja.

Virg. Æneid. L. II. 287.

Zeigen Sie mir bey einem prosaischen Schriftsteller in so wenigen Worten so viel Nachdruck und Stärke, als die Homerische Zeile hat:

Οὐ δέμας, ȣ̓δὲ Φυὴν, ȣ̓τ᾽ ἂρ᾽ Φρένας, ȣ̓́τέ τι ἔργα

Hom. Iliad. L. I. 28.

Und dergleichen Beyspiele könnt ich Ihnen noch in Menge anführen.

Phil. Wenn es Ihnen gefällt, so wollen wir lieber fortfahren. Sagen Sie mir, finden Sie die Dichter auch noch in andern Absichten nützlich, als nur in Absicht auf die Kürze?

Lüd. Ja freylich, und zwar in verschiedenen sehr wichtigen Absichten. — Jene vorzügliche Eigenschaft des Styls, worinn Demosthenes alle übrigen Redner übertrift, welche die Griechen δεινότης nennen, hatte er vorzüglich dem fleissigen Lesen der Poeten zu danken. Diese Eigenschaft bestehet vorzüglich in erhabenen Gedanken, kühnen Figuren, und nachdruckvollen Ausdrücken. Was das erste, oder die erhabenen Gedanken betrift, so wird es nicht schwer seyn, zu zeigen, daß die Poeten darin einen besondern Vorzug haben. Ein unwidersprechlicher Beweis davon ist dieses, daß diejenigen Schriftsteller, welche über das Erhabene geschrieben haben, ihre Beyspiele vornehmlich aus den Dichtern entlehnen; und dieß ist auch der Natur der Sache gemäß. Erhabene Gedanken sind meines Bedünkens diejenigen, welche der Seele, von einer Sache die entweder unmittelbar den Verstand, oder wie andere lieber sagen das moralische Gefühl, oder aber die Einbildungskraft angehet, edle und grosse Begriffe beybringen. Entweder sind es also moralische Gedanken, z. Ex. von der Großmuth, von einer erhabenen uneigennützigen Tugend, von einer unerschütterlichen Herzhaftigkeit, von einem unbegränzten Ehrgeitz; oder es sind richtige Beschreibungen von grossen Gegenständen. Von der ersten Art ist die Antwort die Hector dem Polydamas gab:

Τυνη δ' οἰωνοῖσι τανυπτερύγεσσι κελεύεις
Πείθεσθαι — — — — — —
Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Hom. Iliad. L. XIII. 19. 25.

Und die Bitte des Ajax an den Jupiter:

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

Hom. Iliad. ϱ. 645.

Und das, was Satan seinem Charackter so gemäß sagt: „Es ist besser in der Hölle herrschen, „als im Himmel ein Sclave seyn „

Miltons Verl. Parad. 1. Gesang.

So auch wenn Coriolan, als die Tribunen das Urtheil der Verbannung über ihn ausgesprochen hatten, sagt: „Ich verbanne euch.„ Und bald darauf mit wahrer Großmuth: „So kehr „ich euch meinen Rücken, ich werde anderwärts „auch Menschen finden.„

Shakespear.

Und die Spottrede Macbeths gegen den erschlagenen jungen Siward: „Dich hat ein Weib ge„bohren. —„

Dahin gehört die Antwort der Medea an ihre Magd, beym Corneille.

Votre païs vous hait, votre epoux est sans foy:
Dans un si grand revers, que vous reste-t-il?

Moi

Und

Und die schöne Stelle in seinem Horatz:

Hor. Pleurez le deshonneur de toute nôtre race.
Iul. Que vouliez vous, qu'il fit contre trois?
Hor. Qu'il mourût!

Zu der andern Gattung von erhabenen Gedanken gehören die, welche die Einbildungskraft rühren. Von diesen findet man häufige Beyspiele in Homers Iliade, und Miltons verlornen Paradiese. Mit Recht rühmt man die Stelle, im XIII. Buch der Iliade, von dem den Griechen zu Hülf eilenden Neptun:

— — Ἑοῦ δ' ἐπεβήσετο δίφρου.
Βῆ δ' ἐλάαν ἐπὶ κύματ'· ἄταλλε δὲ κήτε' ὑκ' αὐτῷ
Πάντοθεν ἐκ κευθμῶν, οὐδ' ἠγνοίησεν ἄνακτα.
Γηθοσύνῃ δὲ θάλασσα δίϊστατο τοὶ δ' ἐπέτοντο
Ῥίμφα μάλ', οὐδ' ὑπένερθε διαίνετο χάλκος οἄξων.

Allein ich kann mich nicht enthalten, die Anmerkung zu machen, daß meines Bedünkens die zwo letztern Zeilen nach Popens Uebersetzung die edle Einfalt Homers verlassen, und in Ovidische Eleganz ausarten:

The parting Waves before his Coursers fly,
The *wond'ring Waters* leave the Axle dry.

Phil. Sie erinnern mich hier an eine Anmerkung Popens, die mir sehr ausserordentlich vorkam: Ich meine sein Urtheil über des laMothe Nachahmung von dem Gürtel der Venus, die er

ausserordentlich schön nennt: Die Stell endigt sich mit diesem Epigramm, das ganz gewiß übel angebracht ist:

En prenant ce tissu, que Venus lui presente,
Junon n'etoit que belle, elle devient charmante:
Les Graces & les Ris, les Plaisirs & les Jeux
Surprises cherchent Venus, doutant qui l'est des deux.
L'Amour même trompé trouve Junon plus belle,
Et son arc a la main, deja vole apres elle.

Allein ich bitte um Vergebung, daß ich Sie unterbreche: Fahren Sie fort.

Eub. Am Ende des achten Buchs der Iliade finden wir eine herrliche Vergleichung, die hieher gehört:

Ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην.
Φαίνετ᾽ ἀριπρεπέα, ὅτε τ᾽ ἔπλετο νήνεμος αἰθήρ,
Ἐκ τ᾽ ἔφανον πᾶσαι σκοπιαὶ, καὶ πρώονες ἄκροι,
Καὶ νάπαι, οὐρανόθεν δ᾽ ἄρ ὑπεῤῥάγη ἄσπετος αἰθήρ,
Πάντα δὲ τ᾽ εἴδεται ἄστρα, γεγήθε δέ τε φρένα ποιμήν.

Ein Freund, den wir beyde sehr hoch schätzen, hat diese Stelle sehr schön übersetzt:

As when the Moon, with her attendant train
Of living Sapphires mounts the cloudless Sky,
Snatching from Natures face the Veil of Night;
Sudden the Valleys wind, the Rocks ascend,
And Mountains in rude Majesty; from Heav'n
Bursts wide Effulgence, whilst unnumber'd Stars
Gild the blue Vault: The Swains enraptur'd gaze.

Auch

Auch Pope hat diese Stelle Homers sehr schön nachgeahmt; allein seine zwey letztern Zeilen sind meines Bedünkens allzusehr gedehnt, und schwächen den Gedanken: Γεγηθε δέ τε φρένα ποιμήν.

The conscious Swains, rejoicing in the Sight
Eye the blue Vault, and bless the useful Light.

Eine Menge dergleichen Beyspiele finden wir in Miltons verlornem Paradiese: z. B. die Reise des Satans durch das Chaos, die ganze Episode von der Sünde und dem Tode, die Schlacht der Engel, und vorzüglich die Beschreibung des Messias, seines Siegs und seiner Rückkehr, nebst vielen andern eben so schönen, oder doch nicht viel schlechtern Stellen.

Nun frag ich Sie, kann ein Mensch, der diese Schriftsteller versteht, und mit Vergnügen lieset, sich mit denselben recht wohl bekannt machen, ohne daß er von ihrem edlen Feuer entzündet werde, dessen Funken auch bey den ernsthaftesten Untersuchungen ausbrechen, und Licht und Wärme über trockene Materien und kalte Deductionen verbreiten müssen.

Was zweytens die Figuren betrift, so werd ich nicht nöthig haben, vieles davon zu sagen, da sie gewisser Maassen der Dichtkunst eigen sind, und das Fundament derselben ausmachen. Man wird auch nicht läugnen können, daß sie alles, was damit ausgeschmückt wird, ungemein lebhaft machen.

chen. Von wem als von Dichtern sollen wir besser lernen, in geistvolle Apostrophen ausbrechen?

„ O du, die du mit ausnehmendem Glanze
„ gekrönet von deiner Monarchie wie der Gott
„ dieser neuen Welt herabschauest„ —

Miltons Verl. Parad. 4. Gesang.

Von wem sollen wir lernen eine angefangene Rede, oder Empfindung zurückhalten, oder mit Anstand abändern?

Quanquam o, — sed motos præstat componere fluctus.

Virgil. Æn.

„ Nein! — Ihr unnatürlichen Unholden, ich will
„ solche Rache an euch beyden nehmen, daß alle
„ Welt — — ich will solche Dinge thun — die
„ meine Seele sich selbst noch nicht gestehen darf —
„ Dinge, worüber der Erdboden sich entsetzen
„ soll. — Ihr denkt, ich soll weinen? Nein ich
„ will nicht weinen — ob ich gleich Ursach genug
„ zum Weinen habe — Eh soll dieß Herz in tau-
„ send Stücke brechen, eh ich weinen will —
„ O Narr, ich werde wahnsinnig werden.

Shakespear im König Lear.

Von wem sollen wir lernen, so glücklich allegorische Personen erfinden?

„ Die Verwirrung hört seine Stimme.„ Die
„ Sorge saß auf seinen erblaßten Wangen.„
„ Auf seinem Helme saß das gefiederte Schrecken.„
„ Die Erwartung stand mit Schauer betroffen.„

Miltons Verl. Parad.

Wer

Wer hat so viel Ueberfluß an Vergleichungen und pathetischen Widerholungen, als die Dichter: Wer kann uns die Kunst, von welcher gröstentheils der gute Erfolg einer Rede abhängt, so gut lehren als sie; die Sachen so vorzutragen, als wenn sie der Zuhörer gleichsam vor seinen Augen sähe? Wenn sie folgende Zeile Homers lesen:

Λίγξε βιὸς, νευρὴ δὲ μέγ᾽ ἴαχεν, ἆλτο δ᾽ ὀϊστός.

Hom. Iliad. L. IV.

Ist es Ihnen nicht, Sie hören die Saite klirren und den Pfeil fliegen? So ist Miltons Beschreibung der Zusammenkunft des Satans und des Todes: Er mahlt die Freude des letztern mit diesen Zügen: „Der Tod grinzete scheußlich mit „gespenstmässigem Lächeln.„

Ich glaube, man dürfe sicher behaupten, ein jeder, der diese Kunst verstehet, werde allemal gefallen, und meistentheils auch überreden, wenn er schon in andern Stücken, in der Richtigkeit im Schliessen, u. s. f. nicht so vollkommen ist; wenigstens in Versammlungen des Volks. Schon Horaz hat sehr richtig bemerkt, daß uns das viel weniger rühre, was wir hören, als das, was wir sehen:

Segnius irritant animos demissa per aures;
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus.

Horat. de arte poetica.

Sachen aber, die man uns in einem einfältigen Styl, obgleich nicht ohne Eleganz, vorträgt, hö-

ren wir nur; was man uns hingegen auf eine so geistreiche Weise sagt, das sehen wir auch. Und dieß ist die Sprache der Dichter.

Eben so wenig dürfen wir in Absicht auf das dritte, oder den Ausdruck, zweifeln. Die Dichter haben sich zu allen Zeiten mit dem Styl sehr viel Mühe gegeben: Das unterscheidet sie gleich beym ersten Anblick von allen übrigen Schriftstellern; das gehört mit zu den wesentlichen Vorzügen ihrer Kunst; das giebt allem, was sie behandeln eine ungemeine Lebhaftigkeit, Anmuth und Schönheit; und ist, wo nicht die edelste, doch die angenehmste Frucht des Genie. Das muß ich freylich gestehen, daß der poetische Styl durch die Kunst so sehr über die Sprache des gemeinen Umgangs erhaben, so kühn, so feurig, so harmonisch ist, daß sich dessen kein Redner bedienen darf: Allein nichts destoweniger bin ich doch vollkommen überzeugt, daß eine genaue Bekanntschaft mit der poetischen Sprache sehr viel zur Vervollkommnung der Beredsamkeit beytrage. Der Reichthum an Redensarten, die unerschöpfliche Verschiedenheit ihrer Wendungen, ihre Freyheiten, ihre Kühnheit, ihr Ueberfluß, sogar der Zwang und die Schwierigkeiten, die aus dem Sylbenmaaß, der Melodie und dem Reim entstehen; das alles verschaft dem, der damit bekannt ist, einen ungemeinen Reichthum von Worten; es erleichtert

ihm die Abänderung, und giebt ihm nicht selten eine glückliche Kühnheit im Ausdruck; wozu der Redner, der mit den Dichtern nicht vertraut ist, niemals gelangen kann.

Phil. Allein Sie sagen mir nichts von den grossen Gefahren, die mit diesen Vortheilen begleitet sind.

Eüb. Ich dachte, ich wäre diesem Einwurf schon zuvorgekommen. Quintilian, der die Sache versteht, sagt: „Ich habe schlechte Hoffnung von „einem jungen Redner, wenn er gar zu genau „und correckt ist; viel lieber wollt ich einen, „der sehr viel jugendliches Feuer hat; Unter„richt und Erfahrung werden ihm schon die Grän„zen anweisen.„ Und so kann ich hier sagen: Gebt mir einen Mann, der, von den Flammen des poetischen Genie erhitzt, es wagt, die Gränzen des prosaischen Styls zu überschreiten; Zeit, und mehrere Erfahrung werden diese Flamme schon zurückhalten. Wer schon im Anfang matt und lau ist, wird mit der Zeit ganz kraftlos und kalt werden. Sie können wohl kalt werden, aber wie wollen sie sich wieder erwärmen?

Phil. Allein, sagen Sie mir, Eübulus, wenn die Dichter wirklich so nützlich sind, kann man alle mit Vortheil lesen, oder nur einiche? Unter diesen einichen, welche? Ich möchte gerne meine Wahl darnach einrichten, damit ich nicht

unnüzer Weise eine Menge durchblättern müßte, und doch zuletzt vielleicht die zuträglichsten übergienge.

Lüb. Vielleicht muß man keine gänzlich ausschliessen; doch aber bey denselben nothwendig einen Unterscheid machen. Ueberhaupt dienen die Poeten von der leichtern Art, z. Ex. die Verfasser der Elegien und Hirtengedichte, mehr zu einem angenehmen Zeitvertriebe als zu einem wahren und grossen Nutzen: Das gleiche Urtheil kann man beynahe auch von den Lyrischen Dichtern fällen.

Lüb. Einiche andere haben einen gewissen Schwung, der eher schädlich als nützlich ist; wie z. B. die Epigrammendichter. Ihre lebhafte Manier gefällt nur gar zu leicht, und ihre Bewunderer lassen sich nur gar zu gerne bereden ihre witzigen Wendungen nachzuahmen; aber allemal zum grossen Nachtheil der Beredsamkeit. Die Griechen, und unter den Römern Catull, hatten es zwar damit nicht so weit getrieben; aber in spätern Zeiten ward dieses eine Schriftstellermode; und solches Spielwerk breitete sich auch in den ernsthaftesten Schriften aus. Ich glaube, das ist bey unserer heutigen Erziehungsart ein sehr schädlicher Fehler, daß man, wie man mir sagt, junge Leute dazu anhält, nach dem Muster Martials, des grossen Helden in diesem falschen Geschmack, Epigrammen zu verfertigen: Durch diese

Uebung

Uebung bekommen sie leicht einen falschen Schwung des Witzes, den sie hernach durch ihr ganzes Leben behalten. Ich will von dieser Epigrammatischen Schreibart nur ein Beyspiel anführen: Man findet nicht leicht etwas natürlichers und erhabeners, als das was Arria, ihrem Mann zum Sterben Muth zu machen, sagte. Sie giebt ihm den Dolch, den sie aus ihrer Brust zog, mit diesen Worten: *Pæte*, non dolet! Wie sehr hat Martial diesen edeln Gedanken durch übelangebrachte Künsteleyen verunstaltet? Und doch halt ich dieses noch für eines seiner besten Epigrammen, welches vielleicht mancher der historischen Erzählung noch vorzieht:

Casta suo gladium cum traderet Arria Pæto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis;
Si qua fides verbis: Hoc vulnus non dolet, inquit;
„At quod tu facies, hoc mihi, Pæte, dolet!„

Bey den Griechen treffen wir oft kleine Piecen von der Art an, in welchen beydes der Gedanke und der Ausdruck natürlich und pathetisch ist; auch dann und wann im Lateinischen, z. B. bey einem Neuern:

Immatura perii, sed tu felicior annos
Vive tuos, conjux optime, vive meos:

Uebrigens zweifle ich sehr, ob die Gefahr einer gar zu genauen Bekanntschaft mit dergleichen witzigen Schriftstellern, bey denen man so viele an-

genehme Fehler antrift, durch die Vortheile, die man daraus ziehen kann, ersetzt werde.

Allein wir wollen uns nicht länger bey derglei- chen Kleinigkeiten aufhalten: Aber das behaupten wir, daß das fleissige Lesen guter Epischer Gedichte einem Redner ungemein nützlich ist. Sie sind groß, erhaben, pathetisch; die Erzählung in denselben ist vortreflich; der Styl reich und fliessend; sie sind mit Verschiedenheit und Würde harmonisch: Sie öffnen und erweitern das Herz; Sie be- siegen die Leidenschaften; Sie entzünden die Phantasie, und flössen eine starke Liebe zur heroi- schen Tugend ein. Doch sind meines Bedün- kens die tragischen Schriftsteller, und vorzüg- lich die Griechen die allernützlichsten; und das aus folgenden Gründen: Erstlich nähert sich ihr Styl dem prosaischen am allermeisten; und das erfodert auch die Natur der Sache, weil sie in Gesprächen schreiben, in welchen manches gesagt werden muß, das im gemeinen Leben vorkömmt; in denen also das Ganze ein natürliches Ansehen haben muß. Ferner dient die Versart, deren sie sich bedienen, sehr gut zu diesem Zweck, weil sie, das Sylbenmaaß ausgenommen, wenig von der harmonischen Prose verschieden ist, so daß sie mit der Einfalt der gewöhnlichen Sprache das Erha- bene des poetischen Styls verbinden können. In diesem Stück verschaft der Gebrauch der unge-

reimten

reimten Versen uns sowohl als den Italiäneren einen grossen Vortheil vor den Franzosen, die in ihren tragischen und epischen Gedichten das gleiche Sylbenmaaß gebrauchen müssen.

Nebst diesen allgemeinen Vortheilen, welche ein Redner aus den dramatischen Schriftstellern ziehen kann, giebt es dann auch noch andere: Sie haben nämlich in gewissen Stücken Vorzüge, die sich auch der Redner erwerben muß, weil sie oft vorkommen; z. B. in der Erzählung. Die Poeten müssen, um die Einheit des Orts und der Zeit zu beobachten, oft Erzählungen einmischen; und damit ihre Zuhörer die Aufmerksamkeit nicht verlieren, welches bey Erzählungen leicht geschehen kann, so arbeiten sie dieselben mit dem grösten Fleiß aus. Lesen Sie nur die Erzählungen von dem Tode der **Polyxena** in der **Hecuba** des **Euripides**, vom **Oedipus**, da er sich selbst des Gesichts beraubt; vom Tod des **Hämon** und der **Antigone**; von der Wuth des vergifteten **Hercules**, und vom **Ajax** da er sich selbst umbringt: Ich bin überzeugt, Sie werden Vergnügen daran finden, und sie für Muster vollkommner Erzählungen halten. Wie gut wissen sie nicht die Umstände auszuwählen! Mit wie vieler Ordnung, Deutlichkeit und Kürze erzählen sie nicht! Wie stark und schön ist nicht ihr Ausdruck! Wie natürlich, rührend und kühn mahlen sie nicht! Indessen scheint diese Kunst der

Alten das ganze Trauerspiel einförmig zu machen; man sieht in denselben nicht nur das was vorgestellt, sondern auch das was erzählt wird. Man findet auch bey einichen Neuern, doch sehr selten, Beyspiele dieser Kunst zu erzählen; z. Ex. die Erzählung von Sampson's Tod im Milton, und des **Polyphontes** in der **Merope** des Scipio **Maffei**. Da diese Schrift bey uns nicht sehr bekannt ist, so will ich Ihnen die merkwürdige Stelle, so gut ich kann, in einer Uebersetzung mittheilen.

Fünfter Aufzug.

Sechster Auftritt.

„So eben wollte man das feyerliche Opfer „darbringen: Schon hatte der Priester dem „Opferthiere die Haare vom Haupt geschoren, und „war im Begriff sie in die Flammen zu wer„fen: — Der König stand zur einen Seite, und „vor ihm über zur andern **Merope**, mit blas„sem Angesicht, als wollte sie todt dahinsinken. „Um sie stand voll Erwartung, in tiefem Still„schweigen, und unbeweglich die Menge da. Ich „selbst kam von ohngefehr auf einen etwas er„höheten Platz zu stehen; da sah ich den **Creß„fontes**, wie er sich mit entflammtem Gesicht

„einen

„ einen Weg durch die Menge bahnte, und aus „ allen seinen Kräften vorwärts drang: Unfern „ dem Altar war es, wo er aus dem Gedräng „ hervor, urd dem Tyrannen gerade am Rücken „ zu stehen kam: Wenige Augenblicke verweilt er „ da; Hoheit und Verwirrung zeigten sich auf sei= „ ner Mine, und sein funkelndes Aug warf grim= „ mige Blicke umher auf alle Seiten. -- Was „ jetzo geschahe, das zu sagen mangeln mir Worte: „ Wie er das Opferbeil, das vor ihm unter Schaa= „ len und heiligem Geräthe lag, ergriff; es mit „ beyden Händen faßte, fürchterlich emporschwung, „ dann mit Gewalt es tief in des Tyrannen Na= „ ken schlug — alles in einem Augenblick. Kaum „ funkelte das glatte Beil hoch in der Luft, so „ lag er schon elendiglich erschlagen, auf dem „ Boden ausgestreckt; und sein hervorspru= „ delndes Blut besudelte mit eins des Priesters „ weissen Rock. Ohne einen Laut von sich zu „ geben lag er da, und der Jüngling versetzte „ ihm noch auf dem Boden neue Streiche. Adrast, „ der in der Nähe stand, eilt zwar hinzu, ihm „ zu helfen; allein behend wie ein Eber wendt sich „ der junge Held um, und schlägt tief auch in „ seine Brust das noch rauchende Beil. — Hier „ hätte man die Mutter sehen sollen; ich kann sie „ nicht beschreiben. — Grimmig wie ein Tiger „ zur Wuth gereizt, welchem der Jäger seine

„ Jungen rauben will, sprang sie hervor, und „ stand vor ihren Sohn, bot jedem ihre Brust „ dar, der auf ihn zudrang: Er ist mein Sohn „ rief sie mit lauter Stimme, und mit gebroch- „ nen Worten, er ist Cresphontes, euer König!— „ Ihre Stimme erlag unter dem Getümmel; „ der eine floh, der andere drang vorwärts, hin „ und her schwankte die ganze Menge wie ein „ Kornfeld vom Wind bewegt. Keiner wußte, „ was geschah: Man läuft, man weicht zurück, „ einer fragt den andern, alle beben, alle schreyen; „ Tumult, Schrecken und Getümmel vermehren „ sich: Dort wird ein Kind zerdrückt, hier eine „ schwache Weibsperson zertretten: Welch ein „ Anblick! Wilde Unordnung verbreitet sich rings- „ umher! Nun frey springt das Opferthier auf, „ brüllt laut, und vermehrt das Schrecken. Der „ Tempel wiederhallt. Auf Rettung bedacht ver- „ steckt die eilende Menge sich im Thor: Die „ Wache an der Porte drängt sich zwar herzu; „ allein umsonst: Der Strom hebt sie von ihren „ Posten weg, und reißt sie mit fort.

„ Indessen sammelt sich um uns ein Haufe alter „ Freunde; sie fassen den Cresphontes in die Mit- „ te; allein ihm ist daselbst zu enge, seine Augen „ von Muth funkelnd suchen Raum zu finden, er „ drängt sich hervor zum Gefecht. Da hab ich „ sie verlassen, den nächsten Weg durch einen en-

„ gen Gang in den Pallast zu kommen; und mit„ ten im Laufe wandt ich mein Auge noch ein„ mal um: Entstellt, vom Haupt getrennt, mit „ offner Seite sah ich auf einem Haufe den Leich„ nam des Polyphontes, in seinem Blut schwim„ mend; und neben ihm Adrast, der auf dem „ Boden sich krümmte, und noch halb athmend „ mit dem Tode rang: Ich sah ihn, Thränen „ verdunkelten seine hellen Augen, und bebte zu„ rück. Umgekehrt lag der Altar, zerbrochen und „ zerstreut hin und her das Opfergeräth, der Drey„ fuß, die Körbe und Messer. — Doch warum „ verlieren wir hier unnützer Weise die Zeit? „ Zögert nicht länger die Sclaven zu bewaffnen; „ eilt, besetzt die Porten, macht Euch zur dapfern „ Vertheidigung gefaßt: Denn der aufgebrachte „ Feind wird uns nicht lange ruhen lassen. „

Ich denke, diese Stelle, so sehr sie auch bey der Uebersetzung verliert, werde Ihnen keine schlechte Meynung von dem Original beybringen, und zugleich meine Anmerkung bestätigen: Daß uns die tragischen Dichter vortrefliche Muster schöner und lebhafter Erzählungen verschaffen.

* *
*

Eben diese Dichter führen auch oft in ihren Trauerspielen ganze Reden an; eine Mode die sie beynahe zu weit getrieben haben. Allein das muß-

ten sie den Atheniensern zu Gefallen thun, welche ausserordentliche Liebhaber von Reden waren. So vertheidigen z. Ex. Hecuba und Polymnestor ihre Sache vor dem Agamemnon, und Oedipus und Creon vor dem Theseus, als wenn sie wirklich vor einem Richterstuhl stühnden. Man wird kaum eine griechische Tragödie finden, welche keine dergleichen Reden enthalte; aber zugleich wird man auch bey der genauesten Untersuchung finden, daß sie vollständige und regelmässige Stücke der Beredsamkeit sind: In den Beweisen gedrungen, kurz, stark und pathetisch; und daß sie gemeiniglich im Kleinen so viel enthalten, daß ein Redner genugsame Materialien zu einer weitläuftigen Rede darin finden würde. Welches die Richtigkeit der oben angeführten Anmerkung bestätiget: Daß die Dichter in Beweisen und moralischen Beobachtungen gute Muster einer vielbedeutenden Kürze seyn.

Corneille, der die Alten in diesem Stück sehr stark nachgeahmt, hat es gewagt eine ganz ausserordentliche Scene aufzuführen: Er führt nämlich in seinem Cinna die Gründe und Gegengründe wegen der Niederlegung der Regierung des Cäsar Augustus ausführlich an, und legt sie dem Maximus und Cinna in den Mund. Ohne Zweifel würden so weitläuftige bloß politische Reden und Gegenreden den Zuhöreren langweilig und unangenehm

genehm vorgekommen seyn, wenn er sie nicht durch eine besondere Stärke der Beweisen und des Styls immer lebhaft erhalten hatte. Zu dem gleichen Trauerspiel finden wir auch ein Beyspiel einer edeln und erhabenen Beredsamkeit in dem Auftritt zwischen dem Augustus und Cinna, in welchem Augustus den Cinna überweiset, ihm die strengsten Vorwürfe macht, aber endlich nach vielen Vorwürfen doch dem Verräther verzeihet.

Ich sollte bey diesem Anlaß auch des Lustspiels gedenken, welches Quintilian einem Redner als sehr vortheilhaft empfiehlet. Allein von den Griechen ist uns ein einziger comischer Dichter, Aristophanes, übrig geblieben; und den möcht ich, aus verschiedenen Gründen, am wenigsten empfehlen. Die Römer haben zwey, den Plautus und Terenz, die allerdings lesenswürdig sind. Von unsern eignen Landsleuten mag ich mit Fleiß nicht viel sagen; so vortreflich sie in gewissen Absichten sind, so werden sie doch dem Redner nicht viel nützen. Der Geschmack für Witz und Laune, dem sie meistentheils folgen, führt sie auf einen ganz andern Weg: Und da sie überdem meistens in Prose schreiben, so wird der ernsthafte Redner nicht viel von ihnen lernen; so nützlich diese Lectur in andern Absichten seyn mag. Vielleicht haben unsere comischen Dichter, da sie das Theater in ein neues Model gegossen, eine fehlerhafte Ma-

nier eingeführt; vielleicht hätten sie besser gethan, wenn sie, in Absicht auf den Styl, Beaumonts und Fletchers Manier beybehalten hätten. Lustspiele, die in leichten und fliessenden Versen geschrieben sind, können einen vertraulichen Ton annehmen, ohne darum zugemein und niedrig zu werden; sie können ernsthaft und erhaben seyn, ohne Trockenheit oder Bombast. So schrieben die Alten, und die besten Schriftsteller bey unsern Nachbarn ahmen sie nach.

Allein ich will diese Anmerkung nicht weiter treiben, sondern vielmehr zu einem andern Vorzug schreiten, der den tragischen Dichtern eigen ist, und aus welchem auch die Redner viel nützliches ziehen können; nämlich die ganzen Reyhen von Antworten und Gegenantworten, bey denen gewöhnlich eine, höchstens zwo Zeilen einen Grund oder Beweis in sich fassen, den ein Gegner dem andern mit der äussersten Kürze und Schärfe zurückgiebt. Von der Art ist z. Ex. die Streitfrage zwischen dem Teucer und Menelaus; zwischen Tiresias und Oedipus; Elektra und Clytemnestra: Ein Talent, der bey Streitsachen offenbar von sehr grossem Nutzen seyn kann, wo man auf der Stelle antworten muß; und der auch bey weitläuftigern Reden bey weitem nicht unnütz ist.

Diese, nebst verschiedenen andern Gründen, mein lieber Philemon sind es, die mich bewogen haben,

einen Theil meiner Zeit zum Lesen der Dichter auszusetzen; nicht nur, weil mir dasselbe einen angenehmen Zeitvertreib verschaffet, sondern auch, weil es mir zu meiner Hauptabsicht sehr nützlich ist, und ich daraus die nöthigen Kenntnisse schöpfen kann, in meinem Beruf fliessend und mit Nachdruck zu reden. Ich will nicht viel von dem grossen Nutzen sagen, den mir dieses Studium verschaffet hat; denn wir schmeicheln uns selbst gar zu gern: Aber einem vertrauten Freund darf ich es wohl ins Ohr sagen, daß ich glaube, es habe mir sehr viel genützt. So viel kann ich Ihnen wenigstens zuverlässig sagen, daß ich die schlimmen Folgen des Mangels dieser Kenntnisse bey andern oft bemerkt habe; bey Sachwaltern nämlich, die sehr oft ihre sonst guten Gaben, ihre Fertigkeit im Reden, ihre Erfahrung, ihren Scharfsinn, durch einen trockenen, abgeschmackten, kalten Vortrag, und einen von aller Schönheit entblößten, ja oft beleidigenden Styl unnütze machen.

Ich empfehle Ihnen also, da Sie noch jung sind und zur Vorbereitung viele Zeit haben, mit Ihren ernsthaftern Studien eine genaue Kenntniß guter so wohl alter als neuer Dichter zu verbinden. Unter den Neuern lesen Sie um des Styls und der Sprache willen vorzüglich unsere vaterländische Dichter; und was die Alten betrift, so würd ich Ihnen rathen, die griechischen Dichter ja nicht,

wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, zu vergessen; denn sie kommen den Römischen im Nachdruck und in dem Erhabenen nicht nur gleich, sondern sie haben auch mehr Einfalt und natürliche Schönheit, welche in der Dichtkunst wie in der Beredsamkeit von höchstem Werthe sind.

Phil. Ich bin Ihnen für Ihren guten Rath sehr dankbar, und werde denselben ganz gewiß befolgen: Wenn Ihren Beweisen noch etwas gefehlt hat, mich zu überzeugen, so hat es Ihr Ansehen bey mir reichlich ersetzt.

Eüb. Ich wünschte dieses Compliment zu verdienen; zur Dankbarkeit will ich Ihnen etwas anvertrauen, das sie vielleicht für eine kleine Schwachheit an mir ansehen werden. Ich bin so vollkommen von dem grossen Nutzen, der aus dem fleissigen Lesen der Poeten entspringet, überzeugt, daß ich oft die Stellen, die mir am meisten gefallen, in Prose auflöse, weil ich glaube, ich werde durch diese Uebung nach und nach etwas von ihrem Geist in meine eigenen Schriften und Sprache gleichsam übergiessen. Das that ich erst neulich mit den Reden der gefallenen Geister im zweyten Buch des Verlohrnen Paradieses; Reden, die sich meines Bedünkens mit den Meisterstücken der grösten Redner und Geschichtschreiber vergleichen lassen.

Ja ich habe es noch weiter getrieben, und mir oft

oft die Mühe gegeben, Stellen aus Rednern oder Geschichtschreibern ein poetisches Kleid anzuziehen; nicht in der Hoffnung etwas poetisches zu Stand zu bringen, das werth wäre aufbehalten zu werden, sondern in der Absicht meinen Styl und meine Einbildungskraft zu erheben, und einiger massen von ihrem poetischen Feuer erwärmt zu werden.

Sie lächeln, Philemon, über meinen Enthusiasmus. Allein, erlauben Sie mir, es zu sagen, ich glaube meine Arbeit ist nicht ganz verloren. Wenn ich, wie Sie gütig geurtheilt haben, als Richter oder als Parlamentsglied, von Eifer für meine Clienten oder für mein Vaterland hingerissen, oft zu einer ungewöhnlichen Höhe hinangestiegen bin; wenn ich durch einen reissenden Strom von Beredsamkeit selbst abgeneigte Zuhörer überredet habe; so sehen Sie hier die Ursache: Ich öffne Ihnen hier die Quelle, aus welcher ich diese Kunst geschöpft: Und doch, glaub ich, verwerfen sie meine Meynung noch immer.

Phil. Ich werde nicht leicht etwas verwerfen, das Sie, und zwar aus eigener Erfahrung, für nützlich halten. An Ihnen hab ich oft diese guten Wirkungen gesehen und bewundert; und dieses Beyspiel Ihres arbeitsamen Fleisses überzeugt mich noch mehr, daß es Ihnen bey ihren Beweisen wirklich Ernst gewesen sey. Sie würden mich

mich ungemein verbinden, wenn Sie mich einige kleine Ausarbeitungen von der Art lesen liessen. Es liegen hier einige Papiere auf dem Tische zerstreut, die meine Neugierde ungemein reitzen; vermuthlich sind das solche poetische Versuche.

Eub. Sie haben es errathen, und Ihre Neugierde will ich gerne befriedigen. Vielleicht werden diese Kleinigkeiten den Beschluß unserer Unterredung, die vielleicht gar zu ernsthaft und trocken war, desto angenehmer machen. Hier haben sie zwo Proben: Die Kleinere ist ein Gespräch, das ich aus Lucians Prose entlehnt habe; Sie können es mit dem Original vergleichen: Die andere enthält eine Geschichte, die uns Nicephorus, ein Kirchengeschichtschreiber erzählt. Unterhalten Sie sich damit, bis Ihr Wagen angespannt ist. Mittlerweile will ich in den Garten gehen, und daselbst einige nöthige Befehle ertheilen.

Phil. Ich danke Ihnen sehr, und bin versichert, die Zeit wird mir gewiß nicht zu lange werden.

Venus und Cupido;
ein
Gespräche.

Venus. Ueber Himmel und Erde, mein Sohn, breitet sich deine Macht aus. Jupiter selbst muß

muß sich unter deinen Scepter biegen: Umsonst rollen seine Donner, umsonst schießt Er seine Blitze; den Monarchen des Himmels durchbohren deine Pfeile. Aber sage mir, warum Pallas, eine hartnäckige Schöne in ihrer Blüthe, deine Wuth besiegt? Unmächtig ein weibliches Herz zu verwunden, entsage hinfür deiner Macht; laß deine Pfeile liegen.

Cupido. Mit bangem Schrecken erfüllt verehr ich, o Königin, ihre majestätische Gestalt, und ihre kriegersche Mine. Wenn ich mich ihr näherte, (noch fahre ich vor Furcht zusammen,) voll Begierde sie zu verwunden, ohnmächtig stand ich dann da, durch ihren winkenden Helm und glänzenden Speer geschreckt; ungespannt fiel der Bogen aus meinen schlaffen Händen.

Venus. Der eiserne Kriegsgott gehorsamt deiner Macht, und vor dem Glanze einer weiblichen Rüstung bebet deine Seele zurück?

Cupido. Gerne will der Kriegsgott verwundet seyn; gerne von mir besiegt sich unter mein Joch biegen: Sanftes Lächeln mildert seiner Stirne Ernst; mit offenen Armen eilt er, froh, den Lerm des Schlachtfeldes mit den Süssigkeiten der Wollust nnd Liebe zu vertauschen, meinen Umarmungen entgegen. Aber Sie, aufmerksam so bald ich mich nähere, blickt mit grimmigen mißtrauischen Augen auf mich: Das erhobene gorgoni-

gorgonische Haupt, und die spitzige Lanze halten meine Schritte zurück. Umsonst spann ich den Bogen; vor Furcht erstarrt mein Blut, und meine Pfeile fehlen.

Venus. Elende Ausflüchten: Was? Sollen Waffen den Muth unterdrücken, der selbst Jupiters Donner verachtet? Doch gesetzt deine Vertheidigung halte Stich: Laßt **Cupido** fliehen, und **Pallas** mit ihren glänzenden Waffen deinen Pfeilen Trotz bieten. Aber warum ist das schöne, liebenswürdige, sanfte Chor der Musen noch bis jetzt unbesiegt? Ist ihre Gestalt schrecklich? Schwingen auch sie den drohenden Speer, schrecken sie auch mit dem gorgonischen Schilde?

Cupido. Ein ganzes Gefolge von Tugenden, sanfte Bescheidenheit, schaamhafte Unschuld, reiner Wohlstand, schöne Wahrheit, weise Behutsamkeit, unbefleckte Keuschheit, und verehrenswürdige Weisheit drängen sich zu ihrer Beschützung herzu. Ueberdem wiederfährts mir, so bald sie sich in einen harmonischen Chor schliessen, und ihren Gesang, gestimmt die heiligen Harfen, beginnen, daß ich selbst ins Aufmerken auf die himmlischen Töne gerathe; süsses Entzücken fängt mich, ich vergesse, daß ich zu verwunden gedachte.

Venus. Nun, ich geb es zu, daß Harmonie und Weisheit den Musen solchen Schutz verschaffen: Soll deswegen auch **Diana** durch Wald und Thäler

Thäler schweifen, durch jeden verborgenen Ruhplatz der Liebe der Liebe dennoch stets entfliehen?

Cupido. Wie? Einen Platz im Herzen Dianens, worin ganz ein anders Vergnügen herrscht, den sollt ich mir versprechen! Sie will nur mit schmetterndem Horn den frühen Morgen wecken, nur stets in vollem Rennen auf der Wälder bethautem Rasen jagen.

So mag denn einmal **Cupido** des horchenden Jünglings Lehrmeister seyn, hier unterm Schleyer der Dichtung die Wahrheit zu sehn: „Durch Muth „und durch Weisheit sey noch der Liebesgott be„siegbar; noch sey durch Fleiß und bessere Nei„gungen erlöschbar sein Feuer.„

—

Emilia;

ein

historisches Gedicht.

Aus Scythiens Reichen, wo mit ewigem Schnee bedeckt der Winter thront, zog ein unbekanntes Volk, roh, kühn und dapfer, sein Vaterland unter der südlichen Sonne mit glücklichern Gegenden zu vertauschen; der grausame Totila führte die ungezählten Horden: Roms Genius sank unter seinem schmetternden Arm; eine Beute der Gothischen Wuth ward die Beherrscherin der

Erde. Siegreich drangen sie durch ihre berstenden Mauern. In der stillen Mitternachtsstunde war's, da sie voll Raubbegierde aus ihren rauchenden Wällen sich ergossen: Wuth und grausamer Geitz erfüllte die breiten Strassen, und die Wälle wurden in Feuer eingehüllt; Campanien stralte die schrecklichen Flammen zurück. Noch grausamer verwüstete unten weit umher das tödende Schwert, purpurrothe Fluthen wuschen das erwärmte Pflaster, vom Blute der Patricier wurde die Tiber geschwellt. Sie sahn's, die Schatten jener Griechischen und Punischen Helden, deren Blut Roms wilder Ehrgeitz vergoß; nun gerochen lächelten sie. Mittlerweile verband mit des Schwerdes Verwüstung die gewaltthätige Geilheit, die scheußlichste Tochter des Kriegs, die noch abscheulichere Gewalt; lautes Geschrey und Jammer begleiteten des Scheusals Lauf; durch Tempel und Paläste verfolgt es seinen Weg, und vom geheiligten Altare schleppt es seine zitternde Beute. Keusche Mädchens, und Gattinnen, ach kürzlich noch angebetet! nun euere Geliebten unter dem feindlichen Schwert bluten, seyt ihr hülflos verloren! Umsonst ist Euer Geschrey! Der Himmel allein kann helfen: Und der Himmel versagt seine Hülfe.

Noch weit heftiger wütete der Sturm, da wo mit den Kühnsten, zum blutigen Gemezel erzogen, der Monarch stritt: Den wilden Haufen führt

er, und entflammt seine Wuth; er gebietet, und purpurroth schäumen die Canäle vom Blut. So schrecklich ist Mars nicht, von Feinden gereizt: Keuchend, mit grimmiger Stirne, führt er wütend sie an; mit Blut färbt er den Strohm, mit Leichen bedeckt er die Erde; Furcht, Schmerz und Schrecken, sein Gefolge, zerstören ringsumher; die Erde zittert, der Himmel wiederschallet, mit boshafter Freude lächelt die Hölle.

Auf einem weiten offenen Platz stuhnd ein Palast, der edeln Emilier Wohnung; mit Mord und Blutvergiessen erfüllt er ihn; von Roms bestem Blut triefen die besprengten Marmorsäulen. Dem Tumult entflohn, entdeckt er da die junge Emilia. Nie rühmte sich das noch glückliche Rom mit einer Tochter, geziert mit so seltenen Gaben, einer so edeln Seele, und so schönen Gestalt. Erstaunung ergriff den Fürsten: Starr sah er sie an, und stuhnd betäubt ohne Bewegung da: Eine neue Leidenschaft ergriff sein wildes Herz; die Liebe, ein fremder Gast, entflammte auf einmal voll Wuth seine wilde Brust. So wie ein Haufe Pulver, zum Kriege bestimmt, naht sich ein Funke, das ansteckende Feuer ergreift; plötzlich lodert die Flamme und erleuchtet die brennende Luft: So streckt er seine Arme aus, sie zu ergreifen. Unnennbar ist der Schmerz, das Schrecken ihrer tugendhaften Seele. Auf das Pflaster sank sie

vor dem Grausamen, und redete ächzend ihn an:

„O bey allem was theuer ist, hat Liebe je„mals dein Herz gerührt, kann Mitleiden dich „bewegen; bey der Freundschaft, bey der Tu„gend, bey allen Göttern deines Vaterlandes „beschwör ich dich, schone meiner! O laß keine „Gewaltthätigkeit diese Gliedmaassen entweihn! „Laß keine viehische Geilheit meine Unschuld be„flecken! Ach! Meine Eltern, meine Brüder sind „nicht mehr! Noch rauchen diese Säulen von „ihrem geheiligten Blut! O laß mich ihnen fol„gen! Durchbohre diesen Busen, noch weil er „unbefleckt ist. Nicht den Tod, die Gewalt fürcht „ich: Frey laß mich sterben, nicht als eine Scla„vin leben: Schlage zu, töde! — Was zauderst „du? — Nichts ist mir wünschenswürdiger als „der Tod.„

So sprach sie. Mit niedergeschlagenen Augen hört' er sie: Zum ersten Mal regte sich Schaam bey ihm. So groß ist die Macht der tugendhaften Schönheit! Doch die Flamme lebte von neuem auf, das Gewissen ward betäubt; von neuem wollt' er sich ihrer bemächtigen. Mit sanfterer Stimme sprach sie:

„Nun du gegen das Geschrey des Elendes taub „bist, Grausamer, höre doch noch einmal. Nicht „mehr erflehn, erkaufen will ich nun dein Verscho„nen. Ich kenne dich, Fürst der Gothen! Oft

„ sah' ich von ferne dich auf unsern Wällen; des „ Krieges Donnerkeil, Eroberungen sind dein grö„ stes Vergnügen, der Ruhm deine Göttin. Willst „ du mit deinen Waffen einen unsterblichen Na„ men erringen; alles, was je ein Vandal oder „ Hunne vollbracht, übertreffen; in meinen Hän„ den sind die Mittel dazu: Magische Zeichen von „ ausserordentlicher Kraft; mitten in der Hitze „ der Schlacht können sie dir Unsterblichkeit ge„ ben, unverwundbar deinen Leib machen: Um„ sonst werden Schwerder und Lanzen auf dich „ zustürmen: Diese Zeichen entdeck' ich dir. Aber „ bey den Göttern schwöre mir erst, mir die Frey„ heit zu geben, und meiner Ehre zu schonen.„

Er hielt inne und horchte: Stark reitzte seine kriegerische Seele das Anerbieten, aber heftig war seine Liebe; leicht glaubt er zwar die Zauberkraft, doch fürchtet er eine List, noch zweifelt er an ihrer Kunst.

Sie bemerkts; in seinen Augen, Minen und Stilleschweigen entdeckt sie die Zweifel, mit denen er kämpfte.

„ Nein, zweifle nicht, sagte sie: Du sollst selbst „ die Probe machen; verlaß mich einen Augen„ blick, und ich will mich mit den himmlischen „ Characktern bezeichnen. Dann schlage zu — „ mein Leben wird die mächtige Zauberkraft schü„ zen, und deinen vergebenen Streichen trotzen.„

Was sollt er wählen? Unsterblich vor Wunden sicher zu fechten, oder der Wollust Trieben sich überlassen? Grausame, doch süsse Abwechselung: Bald siegt die Wollust, bald brennet der Ehrgeitz.

Endlich entschloß er sich, die Zauberkunst zu lernen; mit Gewalt unterdrückt er die Flammen der Liebe, und schwört: Die Schöne entfernt sich; mit gebogenen Knien, vor dem dessen Macht von Pole zu Pole herrscht, erhob sie so die reine Seele zum Gebet.

„ Du kennst, Allgewaltiger! die Netze die mich „ umgeben, und die drohende Gefahr. Leite Du, „ stärke, o Vater verzeihe, wenn ich zu rasch die„ sem Leben, dein Geschenk ist's, entsage! — „ Doch was zweifle ich? Du schenktest das Le„ ben, nun ist Tod deine Gabe! Nihm es, die„ ses Leben, nihm dieses Opfer! Gehorsam der „ Tugend Ruff, laß mich unbefleckt auf deinen „ Altar sinken. Man nennt es deine Leitung, „ wenn Alter und Krankheit tödet: Sterb ich „ weniger dir, wenn ich frey, zur Ehre der Tu„ gend, ehe noch Ketten und gewaltsame Schän„ dung sie entehren, verblute! Kann ich edler „ sterben? — Rom! Ich sinke mit dir: Unbe„ fleckt, euer würdig noch, komm' ich, grosse „ Ahnen zu euern Schatten!„

So bat sie voll fester Entschlossenheit: Dann goß sie einen Kuchen von geschmolzenem Wachs, und

und formte ihn rings um ihren Nacken: Dieß sollte, hoffte sie, der rohe Barbar für das magische Zeichen halten, dessen Zauberkraft vor jeder Wunde schützt. Nicht fein war die Erfindung; zu kurz war die Zeit: Die Schönheit, dachte sie, stärkt des Betruges Fallstricke; und schmückte sich, ihre Reitze zu erhöhen.

So wie der helle Mond, wenn Wolken eine Zeitlang seine Stralen verbergen, aus dem dunkeln Schleyer hervorsteigend mit reinerm Lichte seinen Silberkreis schmückt, und neue Wonne über die besiegte Nacht ausgießt: So kehrte sanftlächelnd die Schöne mit neuen Reitzungen schimmernd zurück. Er erblickt sie, mit gedoppelter Hoffnung erfüllt brennt seine Brust. „Siehe, so „rief sie laut, siehe das magische Zeichen, das „ich so sehr dir rühmte: Von einer berühmten „Zauberin kömmt dieses Geschenk; ihrer mächti„gen Kunst gehorcht jede Kraft der Natur. Oft „sahn erblaßt die Sterblichen, auf ihren Befehl, „die Sonne verfinstert, grausam erschüttert die „Erde wanken, von laut brüllenden Winden um„gestört den Ocean sich aufthürmen, und aus „dem offenen Rache der Hölle aufgeforderte Gei„ster hervorsteigen. Mir gab sie, sie liebte mich, „sterbend dieß Geschenke. Und nun, deines Ey„des eingedenk, empfang es von mir, und er„halte rein meine unbefleckte Jugend. — Zweifle

„nicht: Die strengste Prüfuug mag meine Red-
„lichkeit beweisen. Hier, hier schlage zu! Ich
„zücke nicht! Mein Prinz, ich trutze deinem schreck-
„licheu Arm! Diese Probe soll dich überzeugen.„

So sprach sie, furchtlos dem Scheine nach, indessen des nahen schrecklichen Tödes kalte Furcht durch ihre Adern drang. Doch mit Verachtung entfernt die erhabene Tugend den schwachen Gedanken; sie schalt die streubende Natur, und erheiterte ihre Stirn.

Kaum hat sie ausgeredt, rasch fällt das ungestümme Schwerdt auf ihren Nacken. „Nihm „mich auf, Himmel!„ schrie' sie mit stotternder Zunge: Himmel widerschallte durch die hohen Gewölbe. Noch pochend fiel der todte Cörper zur Erde; weit weg rollte das Haupt auf dem schlüpfrigen Marmor. Ach! Kürzlich noch göttlich schön, wie entstellt liegt es da! Blaß die glühenden Wangen, ausgelöscht die sternegleich glänzenden Augen! So wie ein hochaufgeschoßner Päppelbaum, der Bäume schönster, die breiter Schannon, König der Flüsse, deine Ufer zieren, unter dessen Schatten die Dryaden ihre Chöre führen, und Nymphen und Schäfer treue Liebe athmen, vom Donnerkeil aus der Wurzel gerissen, seine schönen Ruinen über den verbrannten Boden umherstreut: Vom Stamme abgerissen liegen zerstreut die schönen Früchte umher; ver-

welkt

welkt sterben sie, die kaum noch mit Frühlings-Stolze prangten.

Bestürzt stuhnd der wilde Barbar bey dem enthaupteten Rumpfe; betäubt schwieg er eine Zeitlang; Mitleiden erfüllt ihn erst, erweicht ward die wilde Seele, ihr entflohn unwillige Seufzer: Unwillig beklagt er eine Weile die ihm geraubte Wollust. Dann kehrt er mit gedoppelter Wuth zu neuen Verheerungen zurück.

Gehe, Abscheulicher, sättige deine Wuth: Bis an Ravenna's Thore wird das Schicksal deine grimmigen Schritte jagen; unbegraben dein Todtengeripp da hinwerfen, die ermordete Schöne, und eine verheerte Welt zu rächen.

Heil dir, edle Jungfrau! Aus der Vergessenheit Finsterniß werde der Ruhm deiner That erhoben. In der Schönheit Frühling fielst du, der Schönheit keusches Opfer: Du zogst Wunden der Schande, dem Verbrechen den Tod vor! Würdig Rom's besten Blutes, das deine Adern füllte, Stolz deines Geschlechts: O möchten diese schwachen Zeilen zur späten Nachwelt deinen Namen tragen, und weinend die Jungfrauen deinem Ruhme nacheifern!

Achtzehnte Vorlesung.

Ueber den Styl. Von Platons Bemühungen zum Behufe der Beredsamkeit.

Der Styl ist eine Verbindung verschiedener Worte in Absicht auf das Eigenthümliche der Bedeutung, und auf die Anordnung der Töne: Da es nun verschiedene Methoden giebt, seine Gedanken auszudrücken; und da man diese Ausdrücke in verschiedene Ordnungen stellen kann, so muß daher auch eine grosse Verschiedenheit des Styls entstehen. Vielleicht ist die älteste Homerische Eintheilung die beste. Es giebt nämlich dreyerley Styl: Ein gedrungenen und körnichten; einen vollen und sanften; einen feurigen und erhabenen. Von diesen verschiedenen Arten des Styls giebt Homer an dreyen von seinen Helden Beyspiele; deren jeder seinen Charackter in Absicht auf die Beredsamkeit durch das ganze Gedicht vollkommen behält.

Es läßt sich nicht leicht begreifen, daß man ein weitläuftiges Werk durchaus in einer von diesen Schreibarten verfertigen könne. Da die Theile desselben verschieden sind, so muß auch der Styl

verschieden seyn. Daher findet man in dergleichen Werken gewöhnlich Beyspiele von allen drey Arten des Styls; allein dessen ungeachtet ist doch einer der herrschende; und daher können wir aus dem Werk auf den Verfasser schliessen. Denn jeder Mensch hat von Natur ein eigenes Genie; und wenn ein Schriftsteller schon nach Beschaffenheit der Sache seinen Styl abändert, so wird doch der, welcher ihm am natürlichsten ist, allenthalben hervorstechen; und das nennen wir den Charackter eines Schriftstellers. So schrieben z. B. **Thucydides**, **Tacitus** und **Montesquieu** im gedrungenen und körnichten; **Plato**, **Cicero** und **Tillotson** im vollen und sanften; **Homer**, **Demosthenes** und **Milton** im feurigen und erhabenen Styl.

Diese leztere Art des Styls betreffend, haben die neuern Kunstrichter sich viele Mühe gegeben das Erhabene, und den erhabenen Styl von einander zu unterscheiden; allein meines Bedünkens ist dieser Unterscheid nur eingebildet. Ich sehe die Sache so an: Wenn eine Stelle nur einen einzigen grossen Gedanken, nur ein einziges Bild enthält, so ist der Styl desto erhabener, je einfältiger er ist, weil er einen grossen Gedanken bestimmt und genau ausdrückt. Z. B. in dieser Stelle **Virgils**:

His dantem iura Catonem.

Ist

Ist aber eine ganze Reyhe erhabener Gedanken mit einander verbunden, so muß auch der Styl eine gewisse Ausdehnung und Länge haben, und durch eine angemessene Harmonie und Stärke unterstützt werden. Z. B. in dieser Stelle aus der Iliade:

Ἔδδεισεν δ' ὑπένερθεν ἄναξ ἐνέρων, Ἀϊδωνεύς,
Δείσας δ' ἐκ θρόνου ἆλτό, καὶ ἴαχε· μή οἱ ὕπερθε
Γαῖαν ἀναῤῥήξειε Ποσειδάων ἐνοσίχθων,
Οἰκία δὲ θνητοῖσι καὶ ἀθανάτοισι φανείη
Σμερδαλέ', εὐρώεντα, τά τε στυγέουσι θεοί ὑπὲρ·
Τόσσος ἄρα κτύπος ὦρτο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων.

Ἰλιαδ. υ 61-66.

So ungleich der Styl in diesen beyden Stellen bey dem ersten Anblick scheint, so ist er doch in beyden erhaben; und in beyden sind die höchsten Gedanken mit Erhabenheit ausgedrückt.

Aus diesen Anmerkungen können wir verschiedene nützliche Folgen herleiten. Ich will einige derselben kürzlich anführen.

Erstlich: Der Styl ist eigentlich eine Wirkung des Genies, und in sofern hängt er von der Natur ab: Denn da der Styl sich nach den Gedanken richten muß, und dieses Vermögen zu denken aus der Natur der Seele entspringt, so ist er in dieser Absicht ein Product natürlicher Talente. Ohne diese Talente ist alle Kunst und Sorgfalt

zur

zur Erlangung eines guten Ausdrucks verloren; höchstens kann man sich in diesem Fall vor groben Fehlern verwahren, und zur Mittelmässigkeit gelangen.

Daher sollten sich zweytens alle Lehrer vor allem aus bemühen, dem Genie durch die Bildung des Verstandes zu Hülfe zu kommen. Ein junger Mensch, der Fähigkeit hat richtig zu denken, kann noch richtiger denken lernen; man kann ihn gewöhnen aus guten Gedanken die besten auszuwählen, und diese in die vortheilhafteste Ordnung zu setzen: Und auf diese Weise wird er sich nach und nach einen guten Styl erwerben; er wird seine Worte nach der Grösse seiner Gedanken einrichten. Allein gewöhnlich ist es ganz umgekehrt: Man verwendet viele Zeit und Mühe auf blosse Worte; man überladet das Gedächtniß mit einer Menge von Regeln über die Tropen, Figuren, Perioden und den Wohlklang, und giebt sich hingegen wenig Mühe, den Verstand zu bilden, und demselben deutliche Begriffe von dem, was gut oder schlecht, wahr oder falsch ist, beyzubringen: Kurz, man fängt da an, wo man aufhören sollte. Der Styl wird nicht lehren, richtig urtheilen; aber verbessert die Urtheilskraft, so wird der Styl von selbst kommen.

Wir können drittens daraus lernen eine Frage beantworten, die man oft aufgeworfen, und über

die man viel gestritten hat: „Ist ein guter Styl „ etwas schätzbares, und warum?

Als ein wirklicher Theil des Genies, der von demselben unzertrennlich ist, und ohne dasselbe nicht erworben werden kann, ist der Styl gleich den übrigen Theilen des Genies etwas schätzbares: „ In wie fern aber ist der Styl ein Theil des „ Genies, und also von einigem Werthe?„ Ich antworte: In so fern er die Gedanken schön und richtig ausdrückt. Denn schöne Worte, ohne Gedanken die denselben entsprechen, sind lächerliche Töne; und wenn man gute Gedanken in einem schlechten Styl vorträgt, so werden sie durch diese Kleidung verunstaltet. Doch ist die Gefahr in diesen letztern Fehler zu verfallen weit geringer, weil dieses nur von besondern Umständen herrührt.

Denn viertens mahlen sich überhaupt deutliche, starke und erhabene Begriffe in schicklichen Worten, wenn man nämlich folgende Bedingnisse bey einem Redner voraussetzen darf: Daß die Sprache, in welcher er redet, zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gelanget sey; sonst hat das Genie keine Instrumente zum arbeiten: Daß der Redner selbst diese Sprache hinlänglich verstehe: Und daß er sich durch fleissige Uebung die Fertigkeit erworben habe, sich in derselben leicht auszudrücken. Ich will noch hinzusetzen: Er sollte allezeit auf das Alter, das Costume und übliche in der

Aussprach

Aussprach Achtung geben; nie veralterte und niedrige Ausdrücke gebrauchen, und nie von dem angenommnen Ton oder Idiom abweichen. Man muß Kleinigkeiten, so wenig sie zu bedeuten scheinen, niemals überall aus der Acht lassen. In diesen besondern Stücken hängt der Styl gar nicht von dem Genie ab, sondern dazu wird Umgang und Weltkenntniß erfordert. Die Beobachtung alle dieser Stücke verdient demnach kein Lob; aber die Unwissenheit oder Nachlässigkeit in denselben ist unverzeihlich.

Ich sollte nun zu dem letzten Hauptstück meines Entwurfs fortgehen. Allein ich erinnere mich, daß ich etwas vergessen habe, welches ich nothwendig nachholen muß. Ich gedachte in meiner zwoten Vorlesung des **Plato**, als eines Beförderers der Beredsamkeit unter den Griechen; und versprach damals eine weitläuftigere Nachricht von ihm zu geben. Dieses will ich nun, so kurz als es die Natur der Sache erlaubt, nachholen.

Man kann den **Plato** in einem doppelten Gesichtspunkt ansehen; als einen Lehrer der Beredsamkeit durch Vorschriften, und als einen beredten Schriftsteller. Man findet verschiedene Vorschriften und Regeln in seinen Werken zerstreut; vorzüglich aber ist sein **Phädrus**, ein Gespräch, in dieser Absicht geschrieben: In diesem findet man viele vortrefliche Vorschriften. Ich will Euch

einen kurzen Auszug daraus vorlegen, damit ihr seine Manier kennen lernet; und das wird Euch, wie ich hoffe, anreitzen, das Original selbst fleissig zu studieren.

Phädrus, ein edler Athieniensischer Jüngling wird in diesem Gespräch über eine Rede des Lysias, eines berühmten Redners, die er angehört und von welcher er eine Abschrift hatte, ganz entzückt vorgestellt. Socrates überredet den Phädrus, ihm dieselbe zur Einsicht mitzutheilen. Hierinn hat Plato viel gewagt; denn wahrscheinlich hat er selbst diese Rede in dem Geschmack des Lysias, der damals zu Athen in grossem Credit lebte, aufgesetzt. Socrates urtheilte von dieser Rede ganz anderst als sein junger Freund: In so weit kömmt er mit ihm überein, der Styl darinn sey gut; hingegen zeigt er ihm in der Ausführung verschiedene Fehler. Lysias, sagt er, hat seine Materie nicht deutlich genug auseinander gesetzt; die Materie selbst, die er ausgewählt, hat etwas eigenes und gezwungenes. Er beobachtet keine Methode; er sagt das zuerst, was er zuletzt sagen sollte, und die übrigen Theile seiner Rede wirft er unter einander: Daher kömmt es, daß er oft den gleichen Gedanken, nur mit andern Worten, wiederholt; vielleicht, um dadurch die Stärke seiner Phantasie, und seinen Reichthum in der Sprache zu spiegeln.

Socrates hielt, um diese Anmerkungen noch mehr zu erläutern, über die gleiche Materie aus dem Stegreif auch eine Rede, die keinen von den Fehlern hatte, welche er an des Lysias Rede getadelt hatte. Weil aber doch die Materie immer noch fehlerhaft blieb, so hielt er noch eine Rede über einen andern Gegenstand, welche wirklich vortreflich und erhaben ist.

Phädrus, hierüber voll Erstaunen, fieng an seinen vorigen Fehler einzusehen, und verlangte zu wissen, ob die Rhetorick eine Kunst sey, und ob man bestimmte Regeln geben könne, wie man schön schreiben müsse? Freylich giebt es dergleichen Regeln, sagte Socrates; unter andern folgende:

Erstlich, muß ein Redner seine Materie vollkommen verstehen, damit er nicht nur mit Beyfall, sondern auch nützlich und gründlich reden könne: Denn die Rhetorick bestehet nicht, wie die Sophisten lehren, bloß darin, daß man vor einer versammelten Menge declamiren könne; sondern sie erstreckt sich auf alle Gegenstände und Gelegenheiten, sogar auf die gewöhnlichen Unterredungen des gemeinen Umgangs.

Zweytens müssen alle Theile einer Rede in eine solche Ordnung gestellt werden, daß ein jeder an seiner gehörigen Stelle ist, und zur Stärkung des Ganzen das seinige beyträgt. Eine Rede muß

dem menschlichen Körper gleichen: Er bestehet aus vielen Gliedern, deren jedes seine eigene Lag und seine eigenen Verrichtungen hat; aber eines unterstützt das andere, und alle gehören zum Ganzen.

Drittens muß ein Redner seine Materie auf einen Hauptbegriff bringen, und dann erst die verschiedenen Theile des Hauptbegriffs genau von einander unterscheiden, damit er auf diese Weise vollständige Begriffe von seiner Materie, ihren Verbindungen und Verschiedenheiten bekomme.

Phädrus hält diese Regeln zwar für richtig, aber doch mehr für Logikalisch als Rethorisch. Was haltest du denn, versetzte Socrates, für Rethorisch? Etwa die gewöhnlichen Regeln unserer Lehrer der Beredsamkeit, von dem Eingang, der Erzählung, den Beweisen, der Widerlegung, dem Beschluß, in welchem alles kürzlich widerholt werden muß? Jene Gemeinplätze von den Figuren, den Gleichnissen, dem Schmuck des Styls; jene Anleitungen, wie man seine Zuhörer aufbringen oder zum Mitleiden bewegen müsse? Alles Sachen, die Phädrus in der Ueberredungskunst für sehr wichtig hielt. Allein Socrates dachte ganz anderst: Er hielt das nicht für das wichtigste, und so, wie es gewöhnlich vorgetragen wurde, bey weitem nicht für das nützlichste: Denn die Lehrer der Redekunst zeigten ihren Schülern gar nicht, wie sie diese Regeln anwenden

müßten. Was sollte man von einem Menschen sagen, der sich für einen Arzt ausgeben würde, weil er einige gute Arztneyen verfertigen kann, ungeachtet er nicht weiß, wie, und bey was für Anlässen er sie gebrauchen muß? Zur Bildung eines guten Redners, sagt er, sind drey Dinge nothwendig: Natürliches Genie, Wissenschaft und Uebung; des Geschmacks gedenkt er nicht. Diese drey Stücke (sagt Socrates) finden wir beym Pericles, dem besten Redner unserer Zeiten, vereinigt. Er ward mit einem grossen Talent zur Beredsamkeit gebohren; damit verband er das Studium der Vernunftlehre und Metaphysick, und eine beständige Uebung. Die Logick lehrt uns die Kunst richtig und deutlich zu schliessen; und die Metaphysick führt uns zur Kenntniß des menschlichen Herzens, auf welcher alle wahre Beredsamkeit beruhet. Aus der Natur der Seele lassen sich die verschiedenen Temperamente und Neigungen der Menschen erklären. Wenn man diese kennt, wenn man weißt, welche Art des Vortrags auf dieselben Einfluß hat, so wird man nach und nach lernen, mit gutem Erfolg mit einem jeden zu reden. Darauf beruhet die ganze Ueberredungskunst, und der Endzweck aller Beredsamkeit.

Erst dann, wenn man diese Fundamentalkenntnisse besitzt, und vorher nicht, kann man von den

oben angeführten Regeln der Lehrer der Beredsamkeit Gebrauch machen: Erst dann kann man bestimmen, ob man, nach Beschaffenheit der Materie und seiner Zuhörer, gedrungen oder ausführlich, einfältig oder zierlich reden müsse.

Phädrus muß gestehen, daß diese Lehrsätze des Socrates vernünftig und richtig sind; allein er macht den Einwurf, sie seyen mit gar zu grossen Schwierigkeiten begleitet. Laßt uns sehen, versetzte Socrates, ob es vielleicht eine leichtere Methode giebt? Gefällt dir die Methode der Sophisten besser, welche behaupten, ein Redner müsse eben die Materie nicht vollkommen verstehen, über die er reden will? Er müsse ja nur den grossen Haufen überreden; warum ihm denn an der strengen Wahrheit so gar viel gelegen seyn sollte? Es sey ja genug wenn er sich nur scheinbarer Gründe bediene. Eine sehr schädliche und gefährliche Lehre, womit man die Menschen zu ihrem eigenen Verderben und zum Nachtheil des Staates betriegt.

Doch wir wollen einen Augenblick annehmen, diese Lehre sey richtig: Wie kann man das, was nur wahrscheinlich ist, erkennen, wenn man das nicht versteht was wirklich wahr ist? Wer kann am besten unterscheiden was der Wahrheit ähnlich ist, als der welcher die Wahrheit kennt? Wenn der blosse Schein der Wahrheit überreden kann,

wie

wie viel stärker muß denn der Einfluß der Wahrheit selber seyn?

Allein es ist nicht so, mein Phädrus! Diese Lehrsätze der Sophisten sind vollkommen unbegründet. Tisias, Gorgias und Prodicus, welche sie behaupten, verderben dadurch die Moralität eben sowol als die Beredsamkeit. Ein rechtschaffner Redner hingegen glaubt, daß er nicht nur vor Menschen sondern vor den Göttern, nicht nur mit seinen Mitgeschöpfen sondern mit seinen höchsten Herren und Gebietern rede; daher befleißt er sich der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Noch viel mehr sollte man diese Regeln in Schriften beobachten; und dabey um so viel sorgfältiger seyn, weil sie für die späthe Nachkommenschaft bestimmt sind: So wie wir diejenigen Bäume mit grösserer Mühe und Sorgfalt pflanzen, welche unsern Nachkommen zum Nutzen und zum Vergnügen dienen sollen.

Kurz: Auch dem grösten Manne gereicht es nicht zur Schande, Reden zu verfertigen oder zu halten: Aber schlechte Reden halten und machen, das ist schändlich. Ein rechtschaffner Redner ist seiner Materie Meister, seine Definitionen sind deutlich, er bringt seine besondere Materie unter ihren Hauptbegriff; daraus leitet er eine richtige Abtheilung ab, und setzet alles in ein deutliches Licht: Er kennt die Natur der menschlichen Seele, und

die verschiedenen Neigungen und Temperamente derselben; er weiß, wie er mit einem jeden Menschen reden muß, und stimmt gleichsam sein Herz mit den Herzen seiner Zuhörer in den gleichen Ton. Erst dann macht er sich die Entdeckungen der Sophisten auf eine vernünftige und richtige Art zu Nutze, indem er seine Reden mit Figuren und einem erhabenen und zierlichen Styl ausschmücket.

Theile diese Anmerkungen dem Lysias mit, mein lieber Phädrus, und ich will sie ganz gewiß meinem jungen Freund Isocrates widerholen, der meines Erachtens noch ein grösseres Genie ist als Lysias, und dessen sanfter und tugendhafter Charackter viel gutes verspricht.

„Und nun, o Pan, und ihr Schutzgötter die„ses Orts, gebt mir innere Schönheit der Seele, „und so viel äusserliche Dinge als damit beste„hen können! Der Weise allein ist reich: Gebt „mir also nur so viel Reichthum, als ich ohne „Gefahr meiner Tugend besitzen kann!„ Mit diesem Gebet endet sich dieses Gespräch. Ihr aber könnt aus diesem unvollkommnen Auszuge schliessen, daß dasselbe die Grundregeln der Rethorick enthält, die Aristoteles hernach weitläuftiger ausgeführt und in ein ordentliches System gebracht hat. Die nachfolgenden Schriftsteller haben wenig neues hinzugethan; selbst die Beredsamkeit

redsamkeit und Erfahrung des Tullius that nichts mehr, als daß sie dasselbe ausschmückte.

Wenn wir nun den Plato auch in dem andern Gesichtspunkt, als einen beredten Schriftsteller, betrachten, so werden wir gestehen müssen, daß die Beredsamkeit seinem Beyspiel noch weit mehr als seinen Regeln zu danken hat. Es ist wahr, die Art von Philosophie, die er beym Socrates gelernt hatte, welche gleichsam mit einer Art von Zweifelsucht untersuchte, und so natürlich zu Gesprächen führte, verband ihn, seine Methode zu verbergen. Allein wer sich die Mühe geben will, seine Gespräche ganz zu lesen, und auf den Zweck und die Verbindung des Ganzen Achtung zu geben, wird in einem jeden den künstlichsten und regelmässigsten Plan finden. Was man beym ersten Anblick für fremd und weit hergeholt ansieht, dienet doch allemal zur Sache, und führt zum Hauptzwecke. Er scheint sehr weit rückwärts zu gehen; aber er thut es nur darum, damit er desto geschwinder fortgehen, und den Lauf mit desto stärkern und schnellern Schritten vollenden könne.

In einigen besondern Stücken lassen sich freylich einige Einwendungen machen, die nur gar zu wohl gegründet sind. Doch diese beyseits gesetzt, darf man behaupten, daß uns keine Schriften aus dem Alterthum übrig geblieben sind, in welchen mehr Stärke in den Beweisen, mehr Fein-

heit und Richtigkeit in den Gedanken, mehr erhabnere Empfindungen und moralische Grundsätze, und so viel lebhafte und feurige Phantasie anzutreffen sind, als in den Schriften dieses Weltweisen. So sehr sein Styl durch die Kunst verschönert ist, so ist er dennoch natürlich, leicht und fliessend: Er läßt sich zu dem gemeinen Unterredungston herab, und erhebt sich dann wieder, ohne gezwungen zu werden, zu den erhabensten Speculationen der feinsten Metaphysick. Er kann sanft und einschmeichelnd, gedrungen und hinreissend schreiben; er kann einfältig und kunstlos seyn, und, wenn es die Natur der Sache erfodert, auch moralische Untersuchungen mit der Harmonie und dem Feuer der Dichtkunst beleben. Man tadelt zwar den Plato in Absicht auf diesen letztern Punkt, er habe sich gar zuviel herausgenommen, und so wohl in den Gedanken als im Ausdruck die Gränzen der Prose überschritten. Man findet davon einiche Beyspiele in seinem Phädrus. Dieser Fehler, wenn es ja einer ist, läßt sich aus dem erklären, was man von seiner Jugend erzählt, in welcher er sich ganz auf die Dichtkunst legte. Er schrieb nämlich ein oder zwey Trauerspiele; und machte auch den Versuch mit einem epischen Gedicht: Allein nachher widmete er sich ganz der Weltweisheit. Doch behielt seine erste Neigung zur Poesie noch immer einige Stärke; man bemerkt

merkt seinen natürlichen Talent in seiner Prose, und oft brechen mitten aus einer tiefsinnigen philosophischen Untersuchung einige Stralen des poetischen Genies hervor.

Auf diesen Theil der Geschichte des Plato, und den Plan einer berühmten Fabel, das Urtheil des Plato, welche uns Xenophon aufbehalten hat, gründet sich der kleine poetische Versuch, den ich Euch hier mittheile, in Hoffnung, ihr werdet denselben gütig beurtheilen.

Das Urtheil des Plato.

Artet die Fantasie, von Vernunft verlassen, in Muthwill
Aus, und spricht aufs Beste nur süsses Geschwätz, und wird tändelnd;
Führt dagegen, von ihr nicht bedient, ein strenges Vernünfteln
Seine Beweise vergeblich, und spricht ungehört, ungeliebet:
Sagt, welch Mittel vereinet sie denn? Wie lehret man richtig,
Ohne Gaukeln doch aufgeräumt, wie gründlich doch rauh nicht?
Wie vermähl ich mit Schönheit Verstand, mit Gedrungnem das Leichte?

Gebe Schmuck und Unterricht, so daß ich immer
gefalle?

Sey doch der Jüngling nicht weise zur Unzeit; veracht er der Muse
Lieblich Getön und auserlesene Zierlichkeit niemals!
Nur verlauf' er sich auch in ihres Hains Labirinth nicht,
Ewige Verse noch fortzutönen im ernsteren Alter.

Fantasien sind gleich den Knospen und Blüthen im Frühling:
Alsdann steht die Beblättrung zephirischen Fittigen offen:
Holder Sonnenschein nährt, und sanfter Regen entfaltet
Alle Blüthen der Bäum' und füllt mit Düften die Lüfte;
Alles umsonst; wenn nicht, mit dem Laufe der Zeit, des Autumnus
Milderer Stral die erst zarten Bildungen reifet zu Früchten:
Sticht die blöden nur leicht ein giftiger Stachel, so sterben
So verschrumpfen am Zweige sie täglich, und fallen herunter.
So ist der jungen Einbildung Trieb, wenn starke Vernunft nicht
Dauer und Zeitigung bringt, von schönvergänglicher Blüthe.

Wie man eigene Seegen von jeglicher Jahreszeit hoffet,
Schöne vom Lenzen, gedeihlichen Nutzen vom krönenden Herbste,
So sollt jegliches Alter an eigener Treflichkeit reich seyn;
Jugend in hüpfenden Strophen sich heben; der Mann mit Bedachte
Sich der Wahrheit Betrachtungen weih'n. Des Knaben geschliffnes
Spielgeräth entehrt die Würde des Greisen: So wartet
Auf unbärtige Weisen zuletzt grauharigte Dummheit.
Glücklich, wer das schickliche Loos für jede der Stunden
Trift, daß schöner aus Blumen des Witzes die Weisheit hervortritt!

Möge, wie andern, im Tugendsysteme, truckenen Lehren,
So auch dieser ein Leben der Reitz der Erzählung ertheilen!

Plato, mit Recht genannt der Erste der Weisen! Er dürfte
Selbst der poetischen Siegeskränze bemächtigt sich haben;
Hätte sein Dichtergenie, ungehemmt vom scharfen Verstande,

Der stets wuchs, die erstern Flüge noch länger verfolget.
Früh, am Morgen des Lebens, trug sein erfindrischer Dichtgeist
Ihn auf die obern Höh'n des Parnaß auf mächtigen Schwingen:
Nicht nur mit einer der Musen vertraut, mit mancherley Flammen,
Schritt er bald im Cothurne daher; bald stimmt er die Leyer.
Noch erdreisteter buhl't er um Clios fürstliche Reitze,
Wie sie die epische Heldentrompet' im Geklirre der Schlacht bläst.
Gräcia horcht und segnet in froher Ahnung den Barden,
Iliaden verhoffend von seinem reiferen Alter.

Aber als er zur Mannbarkeit wuchs, überschlug ihm der Wahrheit
Liebe die Seel, und hemmte die ungestümmere Jugend.
„ Nein! Der Mensch, (so besann er sich) ist für höhere Zwecke
„ Da; nicht bloß erbaut zum Glockenspiele der Lieder.
„ Täuschend ist stets die Erdichtung, obschon ganz süß: In der Wahrheit
„ Findet der Geist allein ein eckelfreyes Vergnügen. „

Solcher-

Solcherley Ueberlegung beklemmte sein Herz; unentschieden
Wankt es, und oft unterbrochen blieb sein Gesang unvollendet.

Eines Tags, so vernehm ichs von ihm, entzog sich der Jüngling
In den Hain, wo er oft, von Musen begeistert, verweilte;
Da wo verschlungen in manchen süßschallenden silbernen Irrgang
Sich der Fliß verbirgt im allerdichtesten Schatten.
Tief in Gedanken geht er daher; sie streben voll Ernstes
In ihm empor, und bekämpfen einander, die Seele bewölkend.
Vielseitig dreht er die Wahl von seiner Weihung: Ob künftig
Er mit den Weisen will forschen, ob bleiben im Musengefolge?
Dieß empfiehlt der dichtersche Trieb; Vernunft will jenes. So schwebt' er
Zwischen Bewundrung der einen, und inniger Liebe der andern.
Also streitet der Jüngling mit sich, wenn laut der Alarmschlag
Ihn von seiner Geliebten, der Schönheitsvollen, ins Feld ruft.

Dahin

Dahin lädt ihn des Landes Gefahr: Hier flehet mit nassen
Augen, daß er noch bleibe, die zueindringliche Freundin.
Wider einander lehnen sich auf die heftigen Wünsche:
Bald zerschmilzt er verliebt, und bald befeuert ihn Ruhmgier:
Strenger Ehre Geheiß will Trennung, die Zärtlichkeit zögert:
Oft erseufzt er, nimmt Abschied zum Letzten — und scheidet nur langsam.

Als er so beunruhigt irrt' und bangsam in Zweifeln,
Weil die starke Vernunft sich schlug mit starker Entzückung,
Fielen ihm unversehens zwo Himmelgestalten ins Auge,
Daß in ungewöhnlichem Licht der beschimmerte Wald stand:
Eine in Rosenjugend, umschwebt von Anmuth und Liebreitz,
Und ihr Gesicht beglüht mit unverwelklicher Blüthe:
Auf die Laute hin lehnt sie die Hand, und unter dem Kranze,
Frisch von Epheu und Lorbeer gewunden, wölbt sie die Stirne.

Schnell erkannte der Dichter, so wie ihm jugendlich seine
Herrsch'rin erschien, ihr stralendes Aug, und die Miene voll Anmuth.

Und nun über das Grün herschlüpfend nahten sich beyde
Schönen: Doch eilender kam mit mehr vertraulicher Stellung,
Und begann, bewußt sich der Schönheit, die tonvolle Jungfrau.
Himmlische Musick erfüllte die Schatten; und achtsamer horchte
Die bewunderungsvolle Natur; die flüchtigsten Weste
Lauschten sacht, und es schien der Bach sein Rieseln zu fürchten.

„ Was bedeutet das Zweifelzerwürfniß in deinem Gemüthe,
„ Mein erlauchter, vom hohen Himmel begünstigter Plato?
„ Kenne besser den eigenen Werth: Dir wurden Erfindung,
„ Genius dir und Geschmack verliehn, das Beste von oben.
„ Und du zweifeltest? Kannst du gering so hohe Geschenke

„ Unbe-

„ Achten, du die Himmel entstammte Muse verlassen?
„ Ihr, dem Erdegebilde, zuliebe, bey schimpflicher Armuth,
„ Unbekannt, in der frostigen Celle des Weisen zu wohnen?
„ Folg, o viel lieber dahin, wo ich die Strasse bezeichne:
„ Komm und folg der Natur: Sie ist die Stimme der Gottheit.
„ Warum glühts dir im Busen, und sprüet dichtersche Flammen?
„ Vom Olympe, von obenher weht diese frühe Begeistrung.
„ Könntest du so, zum Ruhme geruffen, doch namenlos liegend
„ Bleiben, und kröchst auf der Erd anstatt gen Himmel zu steigen?
„ Schau, ich weise den Pfad! Tritt her, im geflügelten Laufe,
„ Mit des Genius reissender Macht, zur Castalischen Quelle;
„ Wo um ihre besprudelten Rande die tonvollen Neune
„ Unvergängliche Künst' im vollen Concerte vereinen.
„ Oft läßt sich auf seinem mit Sonnengolde beglühten

„ Wagen

„ Wagen hernieder der Gott des Tages, und fällt noch mit seiner
„ Leyer mit ein in die himmlische Symphonie! Es behorchen
„ Wegverzückte belorbeerte Barden die heilige Feyer.
„ Fama haschet den Ton, und versendt mit ihrer Posaune
„ Ihn und den ewigen Innhalt umher in die Reiche der Erden.
„ Dahin leit ich: So schlinge du dann, wenn du glücklich itzt wählest,
„ Deine Gesäng' in ihre, gewürdigt solcher Gesellschaft.
„ So ward Orpheus; so rührt' er die Harf', ein Göttergelehrter
„ Sang er: Das Wild ward zahm, die Bäume folgten, ihm hingen
„ Still zu horchen die Flüsse; die Hölle ward selber gefühlvoll
„ Unter der Tonkunst Gewalt: Ja Zähren entfielen dem Pluto,
„ Und entwunden den Schläfen der Furien sanken die Schlangen:
„ So war Amphion; auf deß melodische Lockung die Felsen
„ Horchten, sich freywillig hoben, und wurden zur Mauer von Thebe.

„ Siehe, wie stieg ins Erhabne die Muse meines Homerus;
„ Mit wie reissender Schwinge zertheilt er die Wolken und Himmel!
„ Nationen verfolgen mit lautem Zuruf die Flüge:
„ Wie die Jahrhunderte werden, so schwillt unaufhörlich ihr Lob auf:
„ Wie der schiessende Bach, aufdampfend vom Quelle, noch tausend
„ Andere Bäch und Ströhm in seinem Laufe mit einschlingt,
„ Daß er erweiterter stets sein Bette verschmäht, und, der Schranken
„ Los, ein donnernder Ocean, sich in die Ebenen giesset.
„ Sieh wie erschrecken dort Heere! Tyrtäus ruft zu den Waffen
„ Gegen sie, und enthüllt in tonvollen Strophen den Ruhmreitz.
„ Ihn zu hören entzückt wird gefochten, gesiegt, und geblutet;
„ Jene fliehn — noch singt der Dichter — und Sparta ist frey. Selbst
„ Solon, dein erhabener Ahne, (*) der aus dem Staube
„ Dein Athen ins Ansehen hob, er fühlte und liebte

„ Meine

(*) Plato stammte von Codrus dem letzten Könige zu Athen, und von dem Solon ab.

» Meine Flamm' und gebildet von mir erfand und beschloß er
» Gut und weise seine Gesetze: Dagegen von dieser
» Schrieb ein Sohn, ihr Drako, mit Blute seine Gesetze . .
» Werde du jenen gleich am Verdienst, und gleich an der Ehre:
» Setze dich über der altklugen Prose schwerfälligen Gang weg.
» Laß mit der klanglosen Rede den magern Sophist sich behelfen,
» Und mit den ausgekünstelten Schlüssen den Leser entschläfen:
» Nur im finstern nützt er ein wenig, dem eckigten Steine
» Gleich, der verurtheilt ist unbekannt im dicken Gemäuer
» Liegen zu bleiben; indeß das Dichtergenie dem polirten
» Diamante gleich schimmert, und durch die Kunst in des Kenners
» Augen sich spiegelt: Bestimmt auf Königes Cronen zu leuchten,
» Oder am schneeweissen Busen der Schönen sein Licht zu verstralen.
» Solche Söhne besitz ich: Du mehr als die übrigen glücklich
» Werde von Schönen hervorgeholt, von Grossen geliebkost!

„ Weltbezaubernde Augen verweilen künftig bey deinen
„ Blättern, und wainen dein Leyd, und schmachten deine Verliebtheit!
„ Deine Bildung erscheine auf lebenathmender Leinwand,
„ Gebe mehr Reichthum dem Gold, und eine Seele dem Steine!
„ Grácia soll versammelt einstimmig deine Verdienste
„ Preissen, daß seine geräumsten Gebäude dein Lob widerhallen!
„ Dich zunächst nach Phöbus Apollo bete die Menschheit
„ An, und erlesener Weyhrauch zerdüfte von deinen Altären!
„ Höre, Liebling der Götter, genieß ihr Geschenk; und der blassen
„ Wissenschaft seys überlassen, bey nächtlicher Lampe zu darben! „

Inne hielt hier die Göttin: Doch ließ sie im Ohre des Jünglings
Ihre Stimme so süß, daß sie lange noch hörbar ihn dauchte:
Wie wenn einer gestillt den Durst von dem rieselnden Bache
Scheidet, er noch sein süsses Geräusch in der Einbildung höret.

Mittler-

Mitterweile kam näher die andere fräuliche Bildung,
Weniger voreinnehmend; der Bau des Leibs majestätisch,
Reif in mittäglichem Flore des Lebens schien sie zu stehen,
Ernsten Gesichts, erhabner Gebehrd' ungezwungen, voll Grösse;
Adlerfeuer im Aug, das die Gegenstände ganz durchdrang.
Eh ein Ton ihr entfiel, zog ihr Blick Aufmerksamkeit an sich,
Prägt Verehrung und hauchte Liebe mit Scheue vereint ein.
Pallas Oelzweig bewegt sich in ihrer Hand, und beherrschend
Jeden horchenden Geist begann sie also zu sprechen:

„ Die ich dir komme, Philosophie, für Plato kein Fremder
„ Gast, ich sey dir Willkommen, wie dein Gebet mich verlangt hat!
„ Deine Verlegenheit sah ich, und steige herab, daß du schlüssig,
„ Und gesichert vor dieser heimtückischen Zauberin werdest.
„ Ueberlege du wohl, mein Sohn, die zu scheinbaren Reden;

„ Schmeicheley ist vorlängst der Verführung gefährlichster Anzug.
„ Unwahr pralet die Muse, sie lohn' in der Zukunft mit Lobe;
„ Lebenslängliche Arbeit vergilt sie am Ende — mit Kränzen.
„ Aber gewiß ein ertändelter Lorbeer grünet nicht lange,
„ Siehst du nach Ruhme dich um, — der kann von der Tugend nur stammen.
„ Diese, o sie, sie versteht sich zu gut mit dem Laster! Sie läßt es
„ Tanzen auf Saiten, und jauchzen im Lied von des Weins und der Liebe
„ Weichlicher Lust: Den Pfad der Falschheit bestreut sie mit Blumen,
„ Schreckt von den Tugenden ab, und verführt am Altar des Vergnügens,
„ Da sein Opfer zu sinken, die unbehutsame Jugend.
„ Ah der Wollust gelingt es zu sehr, ihr Pfeil ist zu treffend;
„ Witz besiedert ihn, tödtlich zu fliegen, zu stecken im Herzen.
„ Selbst ihr gepriesner Homer bevölkert mit Monstern die Himmel;
„ Seuche der Lust und Wuth des Kriegs wird von ihm vergöttert;
„ Racheschnaubend sind seine Befehliger; Starrköpfe seine

„ Götter,

„ Götter, partheyisch und blind! Schwachdenkende Hörer verkehrt er
„ Und vergällt den denkenden Geist mit gerechtem Verdrusse.
„ Unterdeß hoffe nur nicht, mit mäonischer Schwinge zu fliegen:
„ Sie, die Muse schmeichelt damit; doch der Himmel versagt es:
„ Nicht der gleiche Genius strebet in dir, unerreichbar
„ Läßt sein Gesang dir allein vom zweyten Range die Kränze.
„ Daß poetischer Geist in dir lodert, verleite dich ja nicht
„ Funken der Phantasie für Himmelbefehle zu halten.
„ Sage dir lieber: Ich kann in Gedichten glänzen; das kann ich
„ In der Wissenschaft auch: Wie, sollt ich das kleinere vorziehn?
„ Wie das überflüssige Naß, das in Blätter verschösse,
„ Durch den baumeverständigen Gärtner zu Gute der Frucht kömmt,
„ So wird Hitze, die sich in Träumereyen verzehrte,
„ In der Zucht der prüfenden Lehre zur Freundin der Weisheit;
„ Leiht der Vernunft ein festlich Gewand, und läßt die gesundne

„ Kenntniß im kräftigen Licht der edeln Beredsamkeit leuchten.
„ Freylich, so läuft, wenn die Wahrheit sie schlägt, die Muse zur Fabel,
„ Dreist von Amphion und Orpheus als ihren Söhnen zu reden.
„ Weise waren sie beyde; vertraut mit Wahrheit und Tugend
„ Stifteten sie Gesetze, Regierungsformen und Städte;
„ Wandten dabey der Musick erkannte Gewalt an, in einer
„ Noch barbarischen Zeit sonst unerweichliche Herzen
„ Zu bezämen: Nun dieß ihr Bedürfniß verdreht sie zum Lobe;
„ Preiset das Mittel, den Vers, und vergißt die Tugend, den Endzweck.

„ Daß Tyrtäus so sang, und Memmen siegten, woher kam
„ Dieß? Wohl daher, daß Wahn nicht Verstand den Pöbel regieret!
„ Wahrer Muth hat weder Dichter noch Augur vonnöthen.
„ Ruft ihn Vaterlandsstimme, so wird der wackere bluten.
„ Codrus blutete so; durch meine Begeistrung sinkend

„ Rief

„ Rief er: Athen ist gerettet, Euch Göttern sey Dank! Und so starb er.

„ Solltest nun du mit solchem, Athen zu retten vergoßnen

„ Blut in den Adern, (*) zu eitelm Gesinge dein Leben verschwenden?

„ Selten so wohlgesinnt, doch etwann preißt sie Verdienst,

„ Laut und geschickt — Nur ich entflamme solch Lob zu verdienen.

„ Draco wies mit seiner Verirrung den richtigern Pfad doch:

„ Solon konnte gelinde regieren, weil jener mit Blut schrieb.

„ So verhängt es der Himmel: Der Mensch soll gradweise steigen,

„ Durch ganz langsame Steige gelangen zuletzt zu der Weisheit.

„ Zur Erlabung spielete Solon im Stündchen der Ruhe

„ Unter den Musen: Doch mir nur verdankt' er seine Gesetze.

„ Minder ergötzende Tön' ertheilt dem geschmeichelten Ohre

„ Cithar und Flöt' als die reine Vernunft dem gestimmten Gemüthe.

„ Weder ein Dichter ersann, noch ein Mahler zeichnete jemals

(*) Sehet obige Anmerkung.

„ Für das äussere Aug ein liebenswürdiger Abbild,
„ Als für des Geistes geläutertes Aug die heitere Seel ist,
„ Die kein Wölkgen der Leidenschaft jemals, kein Laster verdunkelt;
„ Könnte die Tugend dem Aug ihr ganzes Reitzbild enthüllen,
„ Menschen würden voll Liebesbegier in die Arm' ihr sich werfen (*);
„ An den himmlischen Lippen ihr hängen, und niemals, ach niemals,
„ Ihrem Geheiß und Wink entziehn den süssen Gehorsam!
„ Was für Glaube gebührt den Worten der Muse, die ihren
„ Ganzen Fleiß auf Täuschungen wend't, die im Dichten ihr Lob sucht?
„ Ihre Quell, ihr Parnaß, ihr Harmonieengefilde,
„ Jede elysische Scene hat nur im Verse ihr Daseyn.
„ Jener so blendende Chor, den Tagesgott in der Mitte,
„ Samt der Fama, die jene unsterbliche Lieder drometet,
„ Sind pompöse Gesichte des Wahns, der künstlichen Arglist,

„ Blosse

(*) Quæ (Virtus) si conspici posset (ut ait Plato) mirabiles sui Amores excitaret.

Cicero.

„ Blosse Figuren der Red, und nur bekörperte Dichtung.
„ Gieb dann mir Gehör, eh noch auf Pfaden des Irrthums
„ Dein jetzt halb nur verführtes Gemüth sich auf ewig verlaufe.
„ Unterwiesen von mir sey Gut und Uebel dir kennbar;
„ Lerne die Kenntniß dein Selbst, des Sterblichen wichtigstes Wissen.
„ Ich, ich gebe Bestand dem Begriff, und Regel der Handlung;
„ Ich entfalte der Alter und Stände manchfaltige Pflichten,
„ Stütze mit ernstem Gebot der Vernunft sonst schwankende Herrschaft,
„ Töde Begierden und lehre die Leidenschaften Gehorsam.
„ Ich erkläre, woher der Mensch und zu welcher Bestimmung,
„ Was sein Zihl, was seine Natur, sein unsterblicher Geist sey:
„ Ich erhöhe sein kurzes Gesicht zum Himmel und heft' es
„ Da auf den Ersten, Vollkommnen, das höchste Gute und Schöne.
„ Dorther lehr ich die Regeln fürs practische Leben ihn leiten,

Und

„ Und das Wohlwollen stets auf seine Frömmigkeit pfropfen:
„ Zeig' ihm, es müsse der Mensch, wie Gott, aufs Beste des Ganzen
„ Sehn, weil seine Tugend und seine Glückseligkeit Eins seyn.
„ Tugend öffne den Himmel dem Menschengeschlechte, das Leben
„ Sey nur bereitende Prüfung, und Tod nur ein Wechsel der Stelle:
„ Hier gereiniget müsse die Seele zum himmlischen Ursprung
„ Streben, sie sey aus der Gottheit ein hellestralender Ausfluß!
„ Diese Künste laß dein seyn, so wirst du ein Weiser und Guter.
„ Ruhm ist mein kleinstes Geschenk; das gepralteste wird es bey dieser.
„ Wie sind jene pompose Gerüste, womit sie sich brüstet,
„ Jene Statuen, Bühnen, Geklatsche, Bildnisse werthlos!
„ Macht und Grácia, und die empfehlenden Mädchen! Was bessers
„ Wird doch meiner bespotteten Lampe — Der Beyfall des Himmels!
„ Laß die Schatten, die Fabel, die klappernden Versfüsse laufen,

„ Mach

„ Mach Erkenntniß, Verstand, der Tugend Verdienste dir eigen;
„ Sey der erste, dem sittlichen Lichtstrale Oefnung zu geben,
„ Daß durch dich philosophischer Tag über Griechenland aufgeh.
„ Alsdann pflanze, mit meinem gepaart, dein Name sich ewig
„ Fort, daß ewig man Wahrheit und Plato als einerley ehre. „

Als sie hier schwieg und zweifelhaft schien den Erfolg zu erwarten,
Blickte die Muse stolzer und trat mit Selbstvertraun vorwärts:

„ Nein, nicht dich! Dich Weisheit (schrie Plato) zieh ich entzückt vor.
„ Komm o Göttin! Führerin, Schutzgeist! Bleibe mir immer!
„ Reich mir die Hand, ich verlobe mich ganz dir anzugehören;
„ Licht zu empfahn in der Jugend von dir, und Ehren im Alter. „

So wie das flimmernde Heer der Nacht, wenn der Morgen heranbricht,
Von dem schärfern Geblitze des Morgensterns überstralt wird:

Aber,

Aber, wenn drauf die Sonn' in ihrem Aufgange flammet,
Jener welkt und erschwacht vor ihrer erobernden Lohe:
Also verlor sich die Muse, besiegt, in unbildsamen Lüften.
Pallas aber verweilt in ihrem Siege verschönert:

„ Wohl gewählt! (erwiedert die Königin:) Meine Gewalt soll
„ Dich beschützen, mein Rath dich leiten. Du schweiftest nicht unrecht;
„ Nützlich flattertest du bis itzt. Die Wissenschaft blühet,
„ Wo empfindsamer Witz vor ihr gespielt hat, am besten,
„ Wird sein flüchtiger Lauf in seine Schranken gefasset;
„ Dann belebt er jeden Gedank, und begeistert die Kenntniß.
„ Weg ist die Muse: Traure du nicht: Ich sende dir eine
„ Edlere Freundin um auszubilden dein wachsendes Alter;
„ Eine verschwisterte Nymphe, begabt vom noch mildern Himmel
„ Mit den Reitzen der Muse, verschont mit ihren Gebrechen.

„ Schön

„ Schön ist sie ohn' es zu wollen, und ungezwungen, ihr Anstand
„ Liebenswürdig bescheiden, bey aller Nettigkeit offen;
„ Ohne Raschheit belebt, und ohne Weichlichkeit zärtlich.
„ Lauter Natur, im würdigsten Kleid, voll Munterkeit dennoch
„ Wohlbesonnen: Harmonisch wie Phöbus Leyer ist ihre
„ Sprache, und doch voll Geist, voll Energieen und Feuer:
„ Hieran kenne den himmlischen Gast, die Beredsamkeit! Oefne,
„ Sie zu empfangen, mein Plato, dein ganzes Herz, und von ihren
„ Reinern Stralen entglühe du bald: Durch ihre erhabne
„ Kunst wird die meine gemässigt, wird so vervollkommnet werden,
„ Daß der Reichthum der Dinge, von mir gesammelt, dem ganzen
„ Menschengeschlechte geniesbar, zu jedem Gebrauche bequem sey,
„ Und indem ich den Geist, ihr Ton die Herzen gewinne.
„ So wie berührt vom Pegasus, deine Muse gesungen,

„Spru-

„ Sprudelnde Wasser flossen hervor aus der berstenden Klippe;
„ Reiche Quellen der Dichtkunst, woraus belorberte Barden
„ In der Folgezeit sich zu heilger Verzückung berauschten:
„ Also wird, durch der Rednerin Kraft entsiegelt, der Weisheit
„ Quell unaufhaltsam aus dir sich ergiessen; wird jedem Jahrhundert
„ Bringen im endlosen Lauf den heilsam bezaubernden Lobtrank,
„ Der die Barbaren verwandelt in mir gehorchende Söhne. „

Also die Göttin: Plötzlich empor auf brausendem Fittig
Sah er sie fahren zum Himmel, und Glanz, wo sie fuhr, ihr entfliessen.
Himmlischer Wohlgeruch duftet um ihn: Der staunende Jüngling
Stand von neuen Gefühlen beströmt: Erhabene Hoffnung
Lodert' in ihm; nun schied er von dannen, entschlossenen Geistes.

Neun-

Neunzehnte Vorlesung.

Ueber die Kanzelberedsamkeit.

Wir haben uns in den nächstvorhergehenden Abhandlungen auf diejenigen Artickel der Redekunst eingelassen, die meistens nur die Oberfläche derselben ausmachen, und zum Schein und Schmuck dienen; den Styl nämlich, die Composition und die Figuren. Ich habe es sogar gewagt, Euch durch die blumenreiche Pfade der Dichtkunst zu führen, auf denen ich mich vielleicht, durch ihre Anmuth angelockt, nur gar zu lange aufgehalten habe. Nun werd ich Euch eine ernsthaftere Scene eröffnen, bey welcher, wie ich hoffe, das nützliche dasjenige reichlich ersetzen wird, was an der Annehmlichkeit fehlt. Ich komme nämlich zu demjenigen Theil meines Entwurfes, in welchem ich mir vorgenommen habe, von der Beredsamkeit in Absicht auf die verschiedenen Stände der Menschen, die davon Gebrauch machen müssen, zu handeln. Denn der Zweck von allem unserm Studieren muß ernsthaft seyn; wir müssen uns dadurch, nach der Verschiedenheit unsers Berufs, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen.

Von zweyen Lebensarten oder Ständen der Menschen, welchen die Beredsamkeit höchstnothwendig ist, will ich nicht handeln; weil wenige von meinen dießmaligen Zuhörern wahrscheinlich zu denselben bestimmt sind. Ich würde auch beynahe vermessen handeln, wenn ich mich auf etwas mehr als allgemeine Anmerkungen über dieselben einlassen würde, da ich nach meinen Umständen auf Staats- und andere öffentliche Geschäfte nur von ferne einen Blick werfen kann. Bestimmtere Anweisungen muß man von denjenigen erwarten, die sich diesen Lebensarten gewidmet, und grosse Einsichten mit vieler Erfahrung verbunden haben.

Ich werde mich also in dieser und einigen folgenden Vorlesungen auf diejenige Art von Beredsamkeit einschränken, welche sich mit Religionswahrheiten beschäftigt. Eine Materie, die an sich selbst von der äussersten Wichtigkeit ist, nnd welche in den wichtigen Beruf einschlägt, dem sich die meisten unter Euch gewidmet haben.

Indessen ist es gar nicht meine Absicht, Euch ein regelmässiges vollständiges System von der Kanzelberedsamkeit vorzulegen, wozu ein grosses Buch erfodert würde; sondern ich werde mir, dem Zweck dieser Vorlesungen gemäß, engere Schranken setzen, und Euch nur solche Anmerkungen und Regeln vorlegen, die man meines Bedünkens

kens in Lehrbüchern meistens vermißt; deren Kenntniß aber doch zur Erklärung mancher besonderer Regeln nothwendig ist, und die uns auf sehr wichtige Betrachtungen führen werden. Dazu wird mir meine eigene geringe Erfahrung, die Kenntniß meiner eigenen Fehler, und die Beobachtungen und Beyspiele die ich mir aus ältern und neuern, guten und schlechten Rednern gesammelt habe, den Stoff an die Hand geben. Ich werde mich dabey, so weit es ohne Nachtheil der Deutlichkeit geschehen kann, bemühen, alle unnöthigen Wiederholungen zu vermeiden, um nur bey denjenigen Regeln der Beredsamkeit stehen zu bleiben, die eigentlich hieher gehören. Denn im strengsten Verstand kann sich ein Prediger keinen von den alten Rednern zum Muster vorsetzen, weil er ganz andere Gegenstände vor sich hat, die hiemit auch auf eine ganz eigene Art behandelt seyn wollen. Die allgemeinen Regeln, die wir in den vorhergehenden Abhandlungen festgesetzt, haben freylich auch hier ihren grossen Nutzen; und die besondern folgen uns jetzt zu betrachten, womit wir ohne weitern Umschweif den Anfang machen wollen.

Ein jeder, der sich dem Predigerstand widmet, sollte natürlicher Weise zuerst überlegen, ob er auch die Eigenschaften habe, die ein Prediger nothwendig haben muß, damit er sich dieselbigen ent-

weder zum voraus erwerben, oder, wenn ihm das zu schwer fällt, eine andere Lebensart auswählen könne.

Die erste von diesen Eigenschaften ist wohl Rechtschaffenheit: Schon bey den Alten war das eine festgesetzte Maxime, ein Redner müsse ein tugendhafter Mann seyn: Foderten sie das bey ihren öffentlichen Rechtshändeln und Berathschlagungen, wie viel nothwendiger wird es da seyn, wo das die Hauptsache ist, die Menschen weise und gut zu machen? Die Wahrheit sollte zwar freylich immer ihre Stärke behalten, aus was für einem Munde sie auch kömmt: Allein die Menschen sind überhaupt von Vorurtheilen so eingenommen, daß sie den moralischen Charackter eines Predigers nie überall von den Wahrheiten absöndern können, die er ihnen vorträgt. Wir fühlen einen gerechten Unwillen, wenn wir einen ruchlosen Mann von Religionswahrheiten reden, oder, man kann wohl sagen, sie entheiligen hören. Und wenn uns auch der Mann mißfällt, so ist es doch leider sehr leicht, gegen jene Wahrheiten gleichgültig zu werden, oder sie gar zu verachten.

Ueberdies trägt nichts mehr zur Ueberredung bey, als die Gewißheit, daß es der Prediger selbst redlich meine. Hier trittet ein Mann mit der Versicherung auf, er habe das was er vorträgt wohl überlegt, und sich gebührend vorbereitet; sein Ansehen

sehen wird auf den grossen Haufen eben so viel Eindruck machen als seine Gründe, weil es ihnen noch mehr Stärke giebt: Allein wenn sein bekannter Lebenswandel seiner Rede widerspricht, so höret dieser Einfluß auf; ja es entsteht sogar das Gegentheil daraus; man hält ihn für einen Scheinheiligen, für einen Heuchler, vor dem man seine Ohren und Herzen verschließt. Hierzu kömmt noch, daß alle Menschen Richter der Handlungen, nicht aber der Gründe sind.

Vorzüglich sollte ein Prediger mit einem guten moralischen Charackter eine feurige Liebe zur Gottseligkeit und Religion verbinden. Wenn ein offenbarer Ungläubiger oder Religionsspötter über die heiligen Geheimnisse der Religion redet, gesetzt er thäte es auch mit der grösten Geschicklichkeit, so macht doch sein Charackter, daß alle seine Mühe verloren ist; gutgesinnte Herzen bekommen einen Abscheu, und der Ungläubige und Spötter wird dadurch in seiner Bosheit noch mehr gestärkt. Unstreitig ist es falsch und ungerecht, wenn man aus dem schlimmen Verhalten und den schlechten Grundsätzen mancher Lehrer des Evangeliums auf die Lehre des Evangeliums selbst schließt, und das der Religion zur Last legt. Allein die Menschen sind nun einmal so beschaffen, daß sie sich überhaupt mehr durch Empfindung als durch tiefsinnige Speculationen leiten, und daß sie sich

leichter durch die Gewißheit des Unglaubens ihrer Lehrer zum Zweifel an der Wahrheit der Religion, als durch die Beweise, die sie vortragen, zum Glauben an dieselbe bewegen lassen.

Ferner wird ein Mensch, der keine Ehrfurcht gegen Gott, und keine feste Ueberzeugung von der Religion hat, er mag im übrigen noch so viel Fähigkeiten und Gelehrsamkeit besitzen, die Religion niemals mit der natürlichen, herzlichen, und eindringenden Beredsamkeit empfehlen, welche derjenige in seiner Gewalt hat, der von der Wahrheit dessen, was er sagt, vollkommen überzeugt ist. Bey allem, was jener sagt, ist etwas gezwungenes und erkünsteltes, das allenthalben unter der Verkleidung hervorsticht, mißfällt und beleidigt. Nur wenige, kluge und im Nachdenken geübte Zuhörer, geben auf seine Gründe Achtung, und glauben solche, ungeachtet sie überzeugt sind, daß sie der selbst nicht für wahr hält, welcher sie vorträgt.

Eine zweyte Eigenschaft des Predigers ist die Gelehrsamkeit. Wer andere etwas lehren will, muß es nothwendig zuerst selbst verstehen; sonst wird er irren und auch andere in Irrthum führen. Oder, wenn es noch gut gehet, so kann er andern kaum die Schale weisen, und ihnen seichte und unvollkommne Begriffe beybringen. In dem gegenwärtigen Fall ist also klar, daß die Kenntniß

der Heil. Schrift einem Prediger unentbehrlich ist. Je ausgebreiteter und gründlicher diese Kenntniß ist, desto besser ist es; und wenn man schon nicht von allen Predigern eine vollkommne Kenntniß der Grundsprache des Alten Testaments erwarten darf, so ist doch ein gewisser Grad derselben einem jeden sehr vortheilhaft; denn wer andern hierüber Unterricht mittheilt, sollte sich niemals gänzlich auf fremde Einsichten verlassen müssen: Und das um so viel mehr, da die Schriften des Alten mit den Schriften des Neuen Testaments so genau zusammenhängen, und einander so viel Licht mittheilen.

Gerne wollte ich hier, wenn es der Ort dazu wäre, ein Klaglied über den Mißbrauch einer sonst sehr guten Sache anstimmen; ich meine das Studium der hebräischen Sprache, wie solches jüngsthin von unsern Nachbarn getrieben worden ist. Viele liessen sich von der grillenhaften Neigung hinreissen, in dieser Sprache ganze Systeme natürlicher Ursachen zu entdecken, und daraus eine neue Philosophie herzuleiten. Viele fanden in derselben die tiefsten Geheimnisse der christlichen Religion, die doch der göttliche Urheber derselben erst einige Jahrhunderte nachher den Menschen offenbarte. Um diesen Endzweck zu erreichen, mußten sie sich nothwendig die seltsamsten und gefährlichsten Freyheiten herausnehmen; sie mußten die an-

genommenen Lesearten verändern, und abgeschmackte und unerhörte Erklärungen zu Hülfe nehmen: Was aber für schlimme Folgen aus einer solchen Methode erwachsen müssen, siehet ein jeder leicht ein. Allein, indem wir den Irrthum dieser Männer vermeiden, so laßt uns doch auf der andern Seite ihren rühmlichen Fleiß nachahmen, und uns mit der Sprache des Alten Testaments recht wohl bekannt machen. Wenn wir mit diesem Fleiß andere gründliche Wissenschaften und einen guten Geschmack verbinden, so werden wir vor dergleichen Fehlern wohl sicher seyn; denn wir sehen es aus der Erfahrung, daß nur diejenigen darein verfallen, die entweder diese Sprache blos obenhin verstehen, oder aussert derselben sonst keine Kenntnisse besitzen.

Es scheint beynahe überflüssig, zu sagen, daß ein Prediger einige critische Kenntniß der Grundsprache des Neuen Testaments haben muß: Theils, weil in demselben unsere ganze Glaubenslehre enthalten ist, welche ein Lehrer keineswegs nur auf gut Treu und Glauben hin annehmen sollte; theils weil die griechische Sprache an sich selbst zur Erlernung der Redekunst nnd aller übrigen schönen Wissenschaften sehr nützlich, wo nicht nothwendig ist.

Ich würde ferner einem Prediger einige Kenntniß der Kirchenväter sehr empfehlen. Diejenigen, welche

welche zunächst an den Zeiten der Apostel gelebt haben, verdienen um zwoer Ursachen willen fleissig gelesen zu werden. Einmal ist ihr Ansehen von ziemlichem Belang, weil sie ihre Lehrsätze von Männern empfangen, die Schüler der Apostel waren, und noch selbst ihres Umgangs genossen: Demnach, weil ihr Styl, ungeachtet er ohne Kunst und Politur ist, dennoch jene edle Einfalt und die unverfälschte Mine der Wahrheit hat, welche einem Prediger des Evangeliums so gut ansteht, die aber in unsern künstelnden und witzelnden Tagen so selten ist.

Einige ihrer Nachfolger sind eben so wohl wegen ihrer Beredsamkeit, als wegen ihrer Frömmigkeit schätzbar; und unter diesen verdienen Chrysostomus und Augustinus den ersten Rang: Der eine als das Licht der Griechischen, und der andere als der Lehrer der lateinischen Kirche. Der Styl des einen ist leicht, fliessend, reich, pathetisch; der andere schreibt gelehrt, gedrungen, scharfsinnig, und nicht selten erhaben. Ich führe diese beyden Männer vorzüglich darum an, weil sie beyde mit vielem Geschmack und Beobachtungsgeist über die Beredsamkeit gedacht haben. Chrysostomus hat zwar hierüber kein eigenes Werk geschrieben; aber doch hin und wieder in seinem vortreflichen Buch vom Priesterthum verschiedene hieher gehörige Anmerkungen mit einfliessen lassen:

Augustin hingegen hat im vierten Buch seines Werks von der Stadt Gottes ausführlicher davon gehandelt. Ich empfehle Euch beyde sehr angelegentlich zum Nachlesen; denn mein Plan erlaubt mir nicht, viel daraus zu entlehnen, sondern nur wenige Stücke, gleichsam nur einige abgerissene Sträucher aus ihren herrlichen und prächtigen Lauben zu verpflanzen. Ueberdies weiß ich nicht, woher es kömmt, daß nach allem dem Fleiß und Geschicklichkeit, die wir in unsern Zeiten als Ausleger, oder Kunstrichter, oder Nachahmer zu Abänderungen, Erweiterungen und Auszierungen anwenden können, es doch mehr Vergnügen, und, ich glaube, auch mehr Nutzen schaft, wenn man geradezu aus der Quelle schöpft.

Die verschiedenen Zweige der schönen Wissenschaften scheinen eben nicht unmittelbar in den Wissenskrais eines Predigers zu gehören: Und doch sind sie ihm ganz gewiß sehr nützlich; vorzüglich die Schriften der Weltweisen und Sittenlehrer, welche ihm viele vortrefliche Beweise und Bemerkungen über moralische Materien an die Hand geben, und ihn die Kunst, moralisch zu predigen, lehren können.

Die mathematischen Wissenschaften, die sich nur mit Zahlen und Grössen beschäftigen, scheinen ferner einem Prediger sehr entbehrlich zu seyn; allein auch diese sind ihm sehr vortheilhaft, weil

sie die Urtheilskraft und den Verstand schärfen, und ihn die Kunst lehren, richtig und zusammenhängend zu schliessen.

Ein Prediger sollte ferner mit dem ganzen Kraise der feineren Litteratur wohl bekannt seyn; Denn sie ist die Quelle, woraus man alles schöpfen muß, was zur Vollkommenheit des Styls, zur wahren Schönheit und zum Schmucke gehört.

Mit diesem allem muß der Prediger eine hinlängliche Kenntniß der Welt verbinden. Ein Mann, den Amt und Pflicht verbinden, die Menschen vom Laster zurückzuhalten, oder wirklich Lasterhafte zu bessern, muß nothwendig die Natur, die Sitten, und das gewöhnliche Verhalten derselben wohl kennen: Denn wer immer nur theoretisch predigt, predigt sehr oft schlecht, wenigstens allgemein und unbestimmt. Und gesetzt auch, die Theorie sey gründlich, so findet man doch damit den Weg zum Herzen sehr selten. Wenn man den Menschen mit Hoffnung eines guten Erfolgs sagen will wie sie leben sollen, so muß man zuerst wissen wie sie wirklich leben; was für Fehler und Leidenschaften sie an sich haben, mit was für Vorurtheilen und Trugschlüssen einer übelverstandenen Selbstliebe sie sich betriegen; man muß ihnen ihr eigen Herz aufdecken: Und wie ist das möglich, wenn man ihren moralischen Charackter nicht kennet?

Ein Prediger, der die Welt kennt, wird nicht so leicht in den allgemeinen unbestimmten Declamationston verfallen; er wird die Beobachtungen, die er über die Menschen, so wie sie wirklich sind, gemachet hat, nicht so auf ein Gerathewohl hin auskramen, sondern dieselben so anbringen, daß sie treffend sind; daß man sie empfindet, daß jeder einzelne Zuhörer seine eigenen Gesinnungen hört, ein richtiges Gemähld von seinem eigenen Herzen siehet, und sich einbildet der Prediger habe nur mit ihm allein geredet. Eine Predigt muß also seyn wie ein wohlgezeichnetes Bildstück: Der eine siehet es von dieser und ein anderer von einer andern Seite an; aber ein jeder glaubt, es habe die Augen auf ihn gerichtet.

Allein man muß dieses Geschäft der Verbesserung der Menschen nicht allzuhastig und plump, sondern mit vieler Klugheit angreifen; man muß sich nach den Sitten, Meynungen und Vorurtheilen der Menschen zu richten wissen. Auf diese Weise wird man seinen Unterricht viel leichter anbringen, und seinen Bestraffungen den gehörigen Nachdruck geben können.

Selbst die von Gott unmittelbar gesandten Propheten haben uns hierin nachahmenswürdige Beyspiele gegeben. Als Nathan mit dem Auftrag zum Könige David gesendet wurde, ihm die Grösse und Schändlichkeit des an Urias begangnen Verbrechens

brechens vorzustellen, platzte er nicht sogleich mit Vorwürfen über die Abscheulichkeit seiner vielfachen Verschuldungen heraus; er donnerte ihm nicht mit dem Ansehen eines göttlichen Gesandten in die Ohren; sondern mit einer naiven Erzählung wendet er sich an ihn; er beschreibt ihm sein eigenes Verbrechen, unter der Handlung eines andern verhüllt, die weniger sündlich war, aber doch in den Hauptumständen mit seinem Verbrechen übereinkam. Und erst nachdem er durch diese erdichtete Erzählung den **David** zum Abscheu gegen diese Handlung gebracht hatte, erst nachdem er das königliche Urtheil ausgesprochen hatte: **Der Mann müsse sterben!** erst dann richtete der Prophet seinen Vortrag unmittelbar an den König: **Du bist der Mann!** Diesem Schlag konnte der König nicht widerstehen; er ward auf einmal überwiesen, das Gewissen schlug ihn; er zitterte, er bekannte dem Herren seine Sünde, und demüthigte sich durch eine aufrichtige Busse.

Mit dieser Kenntniß anderer Menschen muß ein Prediger auch die Kenntniß seiner selbst verbinden. Wie weit reichen unsere Fähigkeiten? Was können wir mit Sicherheit unternehmen? Vor welchen Fehlern müssen wir uns hüten? Was für Unvollkommenheiten haben wir zu verbessern? Worinn können wir uns am meisten hervorthun? Dergleichen Fragen müßt ihr Euch bey Zeiten

und ohne Vorurtheile vorlegen: Denn wenn man unrecht anfängt, so wird man niemals zu der Vollkommenheit, deren man fähig ist, gelangen, und vielleicht bis ans Ende auf einem unrichtigen Wege bleiben.

Wir haben oben von der genauen Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen geredet: Allein das muß man keineswegs so verstehen, als wenn ein Prediger darüber das Studium seiner Muttersprache vernachlässigen dörfe; er muß sich vielmehr weder Mühe noch Arbeit reuen lassen, in derselben vollkommen zu werden. Es kann ganz gewiß nichts unvernünftigeres und schädlicheres seyn, als wenn ein Prediger die Sprache nicht versteht, in die er seinen Vortrag einkleiden soll; und doch ist das nichts weniger als ein seltener Fall, daß einer, der im Lateinischen sehr geübt ist, in seiner Muttersprache durch einen harten, verworrenen und barbarischen Styl anstössig wird. Die Quelle dieses Uebels liegt in der gewöhnlichen Erziehungsart: Man giebt sich alle nur erdenkliche Mühe, junge Leute in der lateinischen Sprache zu unterrichten, damit sie in derselben leicht und fertig schreiben und reden lernen: Hingegen denkt man nicht daran, ihnen in ihrer Muttersprache Unterricht zu geben; sie lernen also nicht mehr in derselben, als was sie zufälliger Weise in Gesellschaften und im gemeinen Leben hören können. Und

was

was entstehet daraus? Der unersetzliche Nachtheil, daß sie nachher, wenn sie in der Welt auftreten, und etwas zum gemeinen Besten thun sollten, nur mit Römern und Griechen, nicht aber mit ihren eigenen Landesleuten, umgehen können.

Man sollte sichs also zum unveränderlichen Gesetze machen, jungen Leuten ihre Muttersprache bey Zeiten in ihrer Reinigkeit beyzubringen, und ihnen die Fertigkeit, in derselben richtig zu schreiben und zu reden, angewöhnen. Das Lateinische, welches man jetzt zur Hauptsache macht, verdient nur die zweyte Stelle, und sollte auch immer nur in Beziehung auf die Muttersprache getrieben werden; insofern es etwas dazu beytragen kann, junge Leute zu einem genauen und richtigen Ausdruck zu gewöhnen, und insofern es die vortreflichsten Muster verschaft, deren Schönheiten sie in ihre eigene Sprache übertragen und ausdrücken können.

Meine Gedanken über die griechische Sprache habe ich oben schon geäussert; und jemehr ich der Sache nachdenke, destomehr werd ich von dem grossen Nutzen einer frühen Uebung in dieser Sprache gestärkt. Denn bey der gewöhnlichen Methode, das Griechische durch Hülfe wörtlicher Uebersetzungen zu lernen, kömmt man nicht weit, und oft schadet sie mehr, als sie nützt: Selten erschöpfen dergleichen Uebersetzungen den Sinn des Originals;

ginals; den Geist und die edle Einfalt desselben erreichen sie niemals. Und doch haben die griechischen Schriftsteller in diesem letztern Stück einen unläugbaren Vorzug vor allen übrigen Schriftstellern.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, erhellet meines Bedünkens genugsam, wie viel Sorgfalt die Vorsteher der Kirche in der Auswahl künftiger Prediger anwenden sollten; und wie sehr diese verpflichtet seyn, sich sorgfältig zu prüfen, ob sie die zu diesem wichtigen Amt erforderlichen Eigenschaften besitzen, oder sich zu erwerben im Stande seyn. Und wenn man schon nach dem Lauf der Dinge nicht erwarten darf, daß alle, die sich dem Predigamt widmen, die angeführten Eigenschaften und Kenntnisse alle vollkommen besitzen werden, und daß der ehrwürdige Orde, dem die Gesellschaft die Gewalt zur Ordination der Prediger anvertraut hat, keinen andern als solchen den Zutritt zu diesem wichtigen Amt gestatten werde; so hat doch ganz gewiß ein ieder Prediger die heilige Pflicht auf sich, sich so viel immer möglich in den angeführten Stücken zu vervollkommen.

Was die Maßregeln bey der Wahl künftiger Prediger betrift, so fürcht ich, es möchte mir als einem Mann von mittelmässigem Range und Einsichten übel bekommen, wenn ich meine Meynung darüber sagen wollte. Ich will Euch also lieber

über

über diesen Punkt auf das weit mehr geltende Ansehen eines Erasmus verweisen, der eine eigene Abhandlung über die Kunst zu predigen geschrieben hat. Obgleich dieselbe sehr in der Eil geschrieben zu seyn scheint, und nicht ausgearbeitet ist, so enthält sie doch sehr viele gute Beobachtungen und gründliche Gelehrsamkeit, und verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden: Ich nehme nur einige Anmerkungen aus, bey denen er die Feder in Galle getaucht hatte; die also weder unsern Beyfall verdienen, noch von uns nachgeahmt werden müssen. Indessen dienen die verdorbenen Zeiten und Sitten, in denen er lebte, zu seiner Entschuldigung, wo nicht gar zu seiner Rechtfertigung. Allein wir leben in bessern Zeiten.

Eine andere wichtige Sache, die ein jeder künftiger Prediger wohl überlegen muß, ist der grosse Endzweck seines Berufs, den er nie aus den Augen verlieren sollte: Er soll nämlich Tugend und Gottseligkeit befördern; er soll den Menschen ihre Pflichten zeigen, und sie zur Ausübung derselben aufmuntern. Wenn ein Prediger das oft und mit Aufmerksamkeit überlegt, so muß nothwendig eine lebhafte Empfindung von der Würde seines Berufs seine ganze Seele erfüllen; das muß ihn bey der mühsamen Vorbereitung zu seinem Amt mächtig unterstützen; das muß seinem Geist jene Ernsthaftigkeit einflössen, die ihm bey seiner künf-

tigen Amtsführung so nothwendig und nützlich ist; das muß ihn jederzeit vor denjenigen Fehlern bewahren, die aus der Eitelkeit und Ruhmbegierde entspringen, und denen die besten Köpfe am meisten ausgesetzt sind; wie z. B. die Affectation einer ganz besondern und tiefen Gelehrsamkeit, die ehrgeitzige Neigung seinen Witz und Erfindsamkeit zu spiegeln, die sich dann meistens in dunkeln Spitzfindigkeiten, abstrackter Gelehrsamkeit, und in einem schimmernden, schwülstigen und aufgeschraubten Styl äussert. Ich glaube zwar, daß viele Prediger aus Mangel an hinlänglichen Fähigkeiten ihrem Stand schlechte Ehre machen; noch viel mehrere werden aus Nachlässigkeit schlechte Prediger, die meisten aber, weil sie sich durch niedrige Beweggründe, und schlimme Leidenschaften leiten lassen.

Die Erinnerung auf den Endzweck dieses Berufs zu sehen, scheint zwar, ich gestehe es gerne, beynahe überflüssig zu seyn; allein sie ist doch von so grossem Nutzen, daß man sie nie genug wiederholen und einschärfen kann. Die Befolgung derselben allein kann statt vieler andern Regeln dienen; wenigstens wird sie die Beobachtung derselben um ein grosses erleichtern. Wenn das alle Prediger bedächten, so würden sie sich dadurch in den Stand setzen, wirklich allen den Nutzen zu stiften, den sie stiften sollten; sie würden vor der Welt

in einem weit vortheilhaftern Licht erscheinen. Man hat schon lange laut über die Verachtung dieses Standes geklagt, und vielleicht oft diese Klagen übertrieben. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie begründet oder unbegründet dieselben seyn. Aber das darf ich behaupten, wenn die Prediger überhaupt die zu ihrem Amt erfoderlichen Eigenschaften besässen, wenn sie alle aufrichtig und von Herzen wünschten dem Endzweck ihres Berufs zu entsprechen, so würden diese Klaglieder alle bald nicht mehr ertönen.

Ich kann mir wirklich nichts vorstellen, das meiner Seele mehr Vergnügen macht, als eine auserlesene Anzahl von Menschen, die nur darum von der Handarbeit und allen Beschwerden des Civilstandes befreyt sind, damit sie andern Menschen über die Natur, die Vortreflichkeit und die seligen Folgen der Tugend Unterricht mittheilen; damit sie die Wahrheit ihrer Lehre durch ihr Beyspiel bestätigen; damit sie sich bey andern durch einen gütigen und menschenfreundlichen Charackter, durch eine gründliche Gelehrsamkeit, und durch die Reitzungen der schönen Wissenschaften empfehlen. Im moralischen und politischen Licht betrachtet, was kann schöner und nützlicher seyn? Durch was für Mittel kann wahrscheinlicher Weise mehr Rechtschaffenheit, Ruhe und Ordnung in der menschlichen Gesellschaft ausgebreitet werden?

Zu dieser Vollkommenheit werden wir freylich, so wie die Welt jetzt beschaffen ist, schwerlich gelangen; aber den Muth müssen wir doch nicht fallen lassen, derselben näher zu kommen, sondern uns aus allen unsern Kräften bestreben, diesen Endzweck nie aus den Augen zu verlieren, und immer an der Erreichung desselben arbeiten.

Dieser Endzweck führt uns auf die Betrachtung der Mittel, die zur Erreichung desselben dienen: Ein Prediger muß nämlich erklären, beweisen und rühren. Ihr müßt erklären, damit ihr belehrt; beweisen, damit ihr überzeuget; rühren, damit ihr überredet. Diese vorläufigen Anmerkungen werden uns jetzt auf bestimmtere führen.

Zwar-

Zwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Wir wollen nun annehmen, ihr habet die erfoderlichen Eigenschaften würdiger Prediger, und setzet Euch an den Pult, eine Predigt zu verfertigen. Das erste, worauf ihr denken müßt, ist die Wahl der Materie, über die ihr predigen wollt; denn davon hängt gröstentheils die Wichtigkeit und Erbaulichkeit euers Vortrages ab.

Ueberhaupt sollte man entweder über einen Artickel aus der geoffenbarten Glaubenslehre, von dem jeder Zuhörer nothwendig überzeugt seyn, oder über moralische Wahrheiten, über etwas das ein jeder thun sollte, predigen: Diese beyden verschiedenen Gegenstände nun müssen auf eine verschiedene Weise abgehandelt seyn.

In unserer Kirche hat man zum Angedenken jener grossen Begebenheiten, welche die Grundlagen unsers Glaubens ausmachen, gewisse Feyertage bestimmt; ein Prediger würde also dem Zweck dieser Anordnung und der Erwartung seiner Zuhörer zuwider handeln, wenn er nicht, wenigstens auch an diesen Tagen, über solche Artickel pre-

digen würde. Die Unterlassung desselben würde in der That ein Fehler seyn. Indessen glaub ich, es werde nicht unnöthig seyn, über diese Art von Predigten Euch einige Erinnerungen zu geben.

Vor allem aus hütet Euch bey dergleichen Anlässen vor allen Grübeleyen und Spitzfindigkeiten, und bleibet mit allzuschweren und abstrackten Beweisen zu Hause. Der erste Fehler hierüber entstuhnd in den Zeiten der scholastischen Unwissenheit; und die Predigten, welche uns aus diesen Zeiten übrig geblieben, sind gröstentheils magere Gerippe unnöthiger und unverständlicher Distinctionen. Und noch jetzt werden einige von diesen scholastischen Zänkereyen unter uns getrieben, ungeachtet jene ehemals so sehr bewunderte Schreibart nunmehr in Verachtung liegt.

In den späthern Zeiten haben wir den andern Fehler theils der Metaphysick, die lange das Modestudium war, zu danken; theils der Nothwendigkeit, die Ungläubigen, welche weder Kunst noch Fleiß sparten, die Religion von allen Seiten anzugreifen, durch das ganze Geweb ihrer feinen Spitzfindigkeiten zu verfolgen: Denn bey solchen Gelegenheiten giengen manche sonst fromme und gelehrte Männer zuweit, und widerlegten Spitzfindigkeiten mit Spitzfindigkeiten. In Schriften mag dieses zum Theil noch angehn; aber auf der Kanzel ganz und gar nicht: Denn da ist nicht

die

die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Zuhörer etwas davon verstehen; und folglich muß sich auch alle Aufmerksamkeit verlieren. Für mittelmässige Einsichten ist dieses Geweb viel zu fein; und auch sehr vernünftige Menschen werden sich damit nicht gern viele Mühe geben, wenn sie am Ende doch nicht absehen können, wozu das alles dient. Und wenn sie bey aller ihrer Aufmerksamkeit doch nichts verstehen können, so werden sie sich zur Ruhe setzen, und die wichtige Untersuchung ihrem Herrn Pfarrer allein überlassen.

Es dünkt mich ferner sehr unklug gehandelt, alle die feinern Einwürfe, welche die Freygeister unserer Zeiten ausgeheckt haben, auf die Kanzel zu bringen, und seine guten einfältigen Zuhörer in alle diese Verwikelungen verworrener Streitigkeiten einzuflechten. Und noch schädlicher ist es meines Bedünkens, wenn man bey dergleichen feyerlichen Anlässen mit beissenden Anmerkungen und bittern anzüglichen Vorwürfen über die Ungläubigen herfährt. Ich gebe zu, daß man es oft sehr gut meint; aber meistentheils ist doch mehr Eifer dabey als Verstand. Die Menschen haben überhaupt gar nicht nöthig, daß man sie aufbringe; und in einer an sich so gerechten Sache sollte man lieber ihren Unwillen mässigen, oder, wenn es möglich ist, gar unterdrücken. Vertheidigt immer die Wahrheit; widerlegt bekannte und gefährliche

Irrthümer: Aber die Person des irrenden laßt unangetastet.

Bemühet Euch überhaupt bey der Behandlung der Glaubenslehren, von denselben klare und deutliche Erklärungen zu geben; und zwar, wenn es möglich ist, mit den eigensten Worten der Heil. Schriften. Haltet Euch immer an natürliche und ungezwungene Schriftauslegungen; gebt Euch nicht mit kühnen Muthmassungen ab; laßt Euch nie von einer ungebundnen Neubegierde hinreissen, deren Quelle meistentheils ein stolzes Herz ist: Vergesset niemals bey euern Erklärungen das Herz euerer Zuhörer zu beschäftigen, sondern zeigt ihnen, wie sie sich die erklärten Wahrheiten zu Nutze machen müssen; es sey jetzt ihre Andacht zu unterhalten, oder ihr Leben darnach einzurichten.

Streitfragen können indessen nicht gänzlich von der Kanzel wegbleiben; besonders diejenigen, die zwischen unserer und der römischen Kirche obwalten, deren Irrthümer nicht nur grob, sondern auch dem Staate gefährlich sind. Allein die Behandlung derselben ist schwer. Denn ihr müßt die Meynungen dieser Kirche unpartheyisch, ohne Abänderung und Zusätze, vortragen; ihr müßt Euch nicht auf das Ansehen einzelner Lehrer derselben verlassen, noch allzuhastig Folgerungen für Lehrsätze ausgeben. Euere Beweise müssen einfältig, aber dabey stark seyn; sie müssen aus der

Heil.

Heil. Schrift oder der gesunden Vernunft hergenommen werden: Ihr müßt Euch in keine weitläuftige historische Deductionen einlassen; nicht durch häufige Citationen eure Gelehrsamkeit spiegeln; nicht den ganzen grossen Prunk von Einwürfen anführen und widerlegen; denn ihr schreibt nicht für gelehrte Leser, sondern ihr prediget einer Menge Zuhörer, die erbaut seyn will. Am allerschwersten ist es, hierin die gehörige Mittelstrasse zu beobachten. Ihr müßt überzeugen, aber nicht aufbringen; ihr müßt die Häßlichkeit des Irrthums aufdecken, aber den Irrenden nie zum Gegenstand der Verachtung machen. Ihr müßt den Eifer euerer Zuhörer nie erkalten lassen, aber sie doch nie zur Verfolgung reitzen. Kurz, ihr müßt das Feuer eines Redners mit der Mässigung eines Christen verbinden.

Was die verschiedenen Meynungen zwischen uns und unsern anders denkenden Religionsverwandten betrift, so wünschte ich sehr, wenn je darüber gepredigt werden muß, daß man es nur unsern grösten und einsichtsvollsten Predigern überliesse. In streitigen Lehrsätzen, die das wesentliche der Religion nichts angehen, befiehlt die Klugheit, sowohl als die Religion, sanftes Nachgeben und Vereinigung der Gemüther; und das ist ganz gewiß das beste Mittel, anderst denkende Brüder zu gewinnen, wenn man sanftmüthig und liebreich

mit ihnen umgeht. Der ist gewiß ein sehr geschickter und glücklicher Prediger, welcher dergleichen Wunden mit so sanfter Hand öffnen kann, daß sie eher zuheilen, als sich entzünden.

Die zwote Art von Predigten, nämlich die Moralischen, sind ohne anders von grosser Wichtigkeit; doch erfordern sie nicht die gleiche zärtliche Behutsamkeit: Man muß sich bey diesen in keine gelehrte Untersuchungen einlassen; die Sittenlehre hat keine so heftige Anfälle auszustehen gehabt; sie hat dem ungedultigen Stolz jener eingebildeten Witzlinge, die ihre Vernunft für allgenugsam hielten, nicht so viel Aegerniß verursachet. Allein sie haben nichts destoweniger auch ihre eigenen Schwierigkeiten.

Die moralischen Predigten haben jederman bekannte Wahrheiten zum Gegenstand; die Gründe auf die man sie bauet, kann ein jeder, der gesunden Menschenverstand hat, einsehen; der Zuhörer kann also schon zum voraus wissen, was ihr ihm über dergleichen Wahrheiten sagen werdet; er wird also leicht verdrüßlich und des Zuhörens müde. Dieses Uebel zu vermeiden ist ein einziges Mittel: Suchet, so viel ihr könnt, euerm Vortrag alle mögliche Stärke, Wichtigkeit und Nachdruck zu geben; vermeidet alle unnöthige Weitläuftigkeit, alle unnützen Widerholungen, alle weitschweifenden und allgemeinen Betrachtungen.

Man

Man hat sich überhaupt bey der Ausarbeitung moralischer Predigten an eine üble Methode gewöhnt, in welche sonderheitlich Männer von Genie leicht verliebt werden. Ihre Predigten sind nämlich Versuchen ähnlich; sie tragen eine ganze Reihe von allgemeinen Beobachtungen in einem leichten, netten und unterhaltenden Styl vor. Addison giebt uns in dieser Art von Versuchen vortrefliche Muster; allein für die Kanzel sind sie nicht gemacht; da muß ein ernsthafterer Ton herrschen. Ihr dürft wohl zur Einleitung einige Anmerkungen von der Art anbringen; aber der Zuhörer erwartet, daß man ihn gerade auf die Hauptbetrachtung führe; denn darauf müßt ihr Euch immer einschränken; die müßt ihr durch die ganze Predigt nie aus den Augen verlieren, sondern sie immer dem Gewissen euerer Zuhörer andringen. Die gröste Kunst ist, allgemeine Wahrheiten so vorzutragen, daß ihr Euch dabey nicht in weitschweifenden nicht treffenden Betrachtungen verirret; und Euch in ausführliche und genaue Zergliederungen einzulassen, ohne dabey in Kleinigkeiten zu gerathen und gleichsam ein Spielwerk zu treiben.

Die Redner in den Gerichtshöfen, und in den Parlamenten müssen oft über weniger wichtige Materien reden; allein sie haben dafür den Anlaß neue Materien und neue Beweise auf die Bahn

zu bringen; sie können Gesetze, Thatsachen, Zeugnisse gegeneinander abwägen, vergleichen, erklären und berichtigen: Das alles reitzt natürlicher Weise die Neubegierde, und unterhält die Aufmerksamkeit. Der Prediger hingegen hat zwar weit wichtigere, schönere und erhabnere Gegenstände abzuhandeln; aber sie sind alle tausendmal bearbeitet und erschöpft; und keine Kunst ist schwerer, als allgemein bekannten Dingen den Reitz der Neuheit zu geben. Die wundervolle Pracht der Natur in ihrem gewöhnlichen regelmässigen Laufe bleibt unbeobachtet; hingegen setzt jede auch die geringste Abweichung von den gewöhnlichen Naturgesetzen in Erstaunen. Daher ist es eine sehr begründete Anmerkung, daß man bey Anhörung einer Predigt weit eher gleichgültig wird, als wenn man einen Rechtshandel vertheidigen hört; und daß man leichter ein guter Advocat als ein guter Prediger wird.

Wenn ihr Euch nun die Materie ausgewählt habt, über die ihr predigen wollt, so ist es um die Wahl eines schicklichen Textes zu thun. Die Gewohnheit, kurze Stellen der Heil. Schrift auszuwählen, und dann eine Predigt darüber zu schreiben, ist sehr späth in der Kirche eingeführt worden: Man findet zwar einige Beyspiele davon in den alten Kirchenvätern; doch sind sie sehr selten. Allein diese Gewohnheit ist mit vie-

ken Unbequemlichkeiten begleitet; der Prediger wird dadurch stark gefesselt, weil er auf diese Weise sehr oft nur einen Theil seiner Materie, nur auf einer besondern Seite betrachtet, abhandeln kann. Oft wird er dadurch zu einer gezwungnen und unnatürlichen Methode verleitet; oft verursachet sie eine unnöthige Weitläuftigkeit. Nun aber einmal der Gebrauch allenthalben eingeführt ist, so müssen wir nur zusehen, daß wir diese Fehler nicht vergrössern, sondern sie vielmehr vermeiden, und aus einer übeln Gewohnheit den grösten möglichen Nutzen ziehen. Der gröste Vortheil, der daraus erwachsen kann, ist dieser, daß dadurch weitschweifende und unbestimmte Declamationen gehindert werden können; und aus diesem Grund ist vermuthlich solche Gewohnheit ursprünglich eingeführt worden.

Bey vielen Predigern scheint es zur Mode geworden zu seyn, erst die ganze Predigt ins reine zu bringen, und dann auf die Auswahl eines schicklichen Textes zu denken: Eine Methode, bey deren man gewiß nicht wohl zu fahren kömmt. Auf diese Weise ist der Text nichts mehr und nichts weniger als ein Motto zu einer Abhandlung; er hat mit der Predigt nur eine sehr entfernte und zufällige Aehnlichkeit; man sieht es dem Prediger an, daß es ihm nicht um seinen Text zu thun ist; denn nachdem er denselben vorgelesen hat, ver-

liert

liert er ihn überall aus den Augen, und kömmt nie wieder darauf zurück. Dieses ist meines Bedünkens eben so unschicklich als unanständig; denn die Predigt sollte der entwickelte Text, und der Text die Predigt im Auszuge seyn: Sie sollten sich gegeneinander als der Saame gegen die Pflanze verhalten; die letztere ist der durch die erhaltene Nahrungssäfte in allen Verhältnissen richtige und vollkommen organisirte Saame.

Alle euere Anmerkungen müssen ganz natürlich aus dem Text, als aus ihrer Quelle fliessen; sie sollten alle dazu dienen, den Sinn desselben zu erklären oder zu bestätigen, oder nützliche Folgen daraus herzuleiten. Denn nur auf eine richtige Erklärung kann eine richtige Zueignung gebaut werden.

Ferner lehrt uns die Erfahrung, daß jeder aufmerksame Zuhörer, so bald ihr euern Text verlesen habt, sich sofort in seinem Kopf einen allgemeinen Plan von dem entwirft, was er wahrscheinlich von Euch zu hören hoffet. Wenn also euer Text und euere Predigt gar nicht zusammengehören, wenn ihr ihn gleichsam in ein fremdes Land führt, und er sich auf diese Weise betrogen findet, so laßt es Euch nicht wundern, wenn ihm euere Predigt gar nicht gefällt.

Es giebt dann auch andere Prediger, die ihr göstes Vergnügen darin finden, die sonderbarsten Texte auszuwählen: Und das geschiehet grö-

stentheils darum, damit man daraus, daß sie aus unfruchtbarscheinenden Texten weiß nicht wieviel fruchtbarliches destilliren, auf ihre grosse Predigerkunst schliesse. Andere wählen sich Texte aus, die sehr weit hergeholet sind, um ihre, wie sie glauben, ausserordentliche Geschicklichkeit zu Tag zu legen, daß sie alles zu ihrem Zweck gebrauchen können. Andere suchen sich nur die schwersten Stellen aus, damit sie bey der mühsamen Entzieferung derselben, und bey der Aufklärung aller möglichen Zweifel, Anlaß finden, ihre ganze Gelehrsamkeit auszukramen. Noch andere endlich, und das ist am wenigsten zu verzeihen, wählen sich zwar die bekanntesten Texte aus; aber sie müssen durchaus neue Erklärungen auf die Bahn bringen; und auf diese wichtigen Entdeckungen gründen sie dann das ganze Gebäude ihrer schönen Betrachtungen. Ich könnte leicht verschiedene andere Sonderlichkeiten von der Art anführen; allein ich mache lieber für ein und allemal die Anmerkung: Daß alle Fehler von der Art, jede Abweichung von der Natur und der gesunden Vernunft, als Beweise eines affectirten Wesens, und Auswüchse der Eitelkeit und des Stolzes, vermitten werden sollten. Man findet ja auf allen Blättern der Bibel die deutlichsten und stärksten Lehren und Lebensregeln: Wählt daraus die schicklichsten, vollständigsten, nur nicht gar zu weitläuf-

tige Stellen, damit ihr die Aufmerksamkeit euerer Zuhörer nicht zustark anstrengt, oder ihr Gedächtniß überladet. Aus dieser Quelle sollten alle eure Predigten fliessen.

Wenn ihr auf diese Weise die Wahl euers Texts bestimmet habt, so ziehet vor allem aus denselben in sorgfältige Ueberlegung: Schickt ihn zu wiederholten malen durch den Kopf: Betrachtet ihn von allen Seiten, in allen Gesichtspunkten, in allen Stellungen, Verbindungen, Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten und Gegensätzen: Ziehet die besten Schriftausleger darüber zu Rath, damit ihr Euch von dem Innhalt desselben recht deutliche und vollständige Begriffe machen könnet.

Allein bey dem Gebrauch der Schriftausleger müßt ihr diese Regel nie vergessen: Ihr dürft und sollt Euch Materialien aus denselben sammeln; aber die Einrichtung und Aufführung des Gebäudes muß euer eigen Werk seyn. Hütet Euch also, Euch gar zu genau an dieselben zu halten, welches beym Studieren leicht begegnet: Sonst fliessen euere Gedanken in einem schon gemachten Graben fort, anstatt daß ihr Euch neue Canäle öffnen solltet. Dieses aber zu vermeiden, würde ich Euch rathen, auch die besten Schriftausleger, wenn ihr sie zu Rath gezogen habt, eine Zeitlang auf die Seite zu legen, ehe ihr euere Predigt niederschreibt. Mittlerweile vergesset ihr die Worte

und die Ordnung des Commentators; die Sache selbst aber, die zerstreuten und aufgelößten Materialien könnt ihr desto leichter nach euern eigenen Einsichten bearbeiten, und so ein eigenes und neues Gebäude aufführen.

Auf diese Weise könnt ihr ohne Gefahr von allen Seiten Materialien sammeln, und nach Belieben einen Vorrath machen. Der Ueberfluß schadet alsdann nichts; ihr könnt nur desto leichter das beste und schicklichste auswählen, und das übrige, ohne das es Euch wehe thut, auf die Seite werfen. Warum hören wir alle Tage so seichte, flüchtige und zusammengeraffte Predigten? Darum, weil die Prediger nicht genug Materialien haben, eine halbe Stunde recht erbaulich zu predigen, sondern sagen, was ihnen in den Wurf kömmt. Sie müssen also nur bey der Oberfläche ihrer Materie bleiben, anstatt daß sie in das innere derselben eindringen sollten.

Fahret also nicht, wie es oft zu geschehen pflegt, leicht und flüchtig über euere Texte weg, sondern gehet bis auf den Grund derselben: Nur bey dem, was nützlich seyn kann, hält euch auf; das erschöpfet und bemühet euch, die Wissensbegierde euerer Zuhörer darüber gänzlich zu befriedigen. Es giebt Prediger, die, indem sie alles zusammenraffen wollen, doch immer auf der Oberfläche bleiben. Setzt euch lieber engere Schranken, und dringet desto tiefer hinein.

Wenn ihr Euch nun genugsame Materialien gesammelt habt, so ist es zuerst darum zu thun, daß ihr dieselbigen in eine gute Ordnung bringet. Die Methode ist eine sehr wichtige Sache; denn davon hängt grössentheils die Deutlichkeit und die Stärke euers Vortrags, und folglich der Eindruck auf die Zuhörer und die Erbauung ab. Fremde, die sonst dem guten Geschmack und den Einsichten unserer Nation Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sagen von uns: Es fehle uns nicht an vorräthigen Materialien, aber an Ordnung. d'Aguessau sagt in der Vorrede zu dem dritten Theil von Prevosts Reisen: Voila vos *Anglois*! Avec de l'esprit & du favoir, qu'on ne leur conteste pas, ils n'ont jamais entendu la vraie forme d'un livre.

Wenn ihr also die zu euerem Zweck schicklichen Gedanken aus euerm Vorrath ausgewählet habt, so setzet jeden an seine gehörige Stelle, damit alle Theile euerer Predigten, wie die Ringe einer Kette, zusammenhängen. Wollt ihr wissen, ob es Euch hierin gelungen sey, so nehmt nur diese Prüfung vor: Ob ihr ohne Schaden des Ganzen einen Theil weglassen könnt? Ob ihr ohne Schaden der Deutlichkeit euere Theile in eine andere Ordnung setzen könnt? So lange ihr so etwas zu befürchten habt, ist euer Plan fehlerhaft; und bis diese Probe richtig ausfällt, müßt ihr die Arbeit nicht aufstecken: Wenn aber einmal das

im Reinen ist, dann arbeitet euere Predigt aus und polirt sie. Folget hierin nur dem Beyspiel eines Historien- oder Landschaftenmahlers: Er macht zuerst seinen Plan, entwirft die Figuren die er zu seinem Zweck für die schicklichsten hält; stellet sie in die beste Ordnung; untermalt sie. Wenn dieses geschehen, so fährt er fort daran zu arbeiten, giebt ihnen Wesen und Farbe; und theilt ihnen endlich, wenn er alles retouchirt, jene lebhafte Anmuth mit, welche dem ganzen Stück Vollkommenheit und Leben giebt.

Allein ehe ich weiter fortschreite, muß ich noch über den Plan einer Predigt eine Anmerkung machen, die alle Aufmerksamkeit verdient. Jede Predigt sollte nämlich nur eine Hauptmaterie enthalten; die Erklärung derselben muß den Hauptzweck der Predigt ausmachen, welchem alle übrige Sätze untergeordnet seyn müssen: Oder vielmehr, sie sollen so viele Zweige oder verschiedene Gesichtspunkten desselben seyn, die alle sich zur Stärkung und Beleuchtung des Ganzen vereinigen.

In allen Werken der Kunst ist die Einheit der Anlage oder des Zwecks ein wesentlicher Theil ihrer Schönheit und Vollkommenheit. So ist es z. B. in der Mahlerey: Jedes Gemähld soll einen Hauptgegenstand vorstellen; es soll eine Hauptfigur enthalten. Die Verletzung dieser Regel wird in dem Meisterstück eines grossen Künstlers, der Ver-

klärung Christi, welches auf einem Stück zwey verschiedene unabhängliche Handlungen vorstellt, für einen Fehler gehalten. Ob man schon zugleich gesteht, daß eine jede derselben, besonders betrachtet, bewundernswürdig sey. Die gleiche Anmerkung läßt sich auch auf die Dichtkunst ausdehnen. So hat z. Ex. die Hecuba des Euripides den gleichen Fehler, weil sie zwey verschiedene Handlungen enthält die in der Verbindung fehlerhaft sind, so schön jede für sich betrachtet ist.

Diese Regel ist auch in der Natur gegründet: Wir können auf einmal nur Einen Gegenstand betrachten, mit dem sich unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftigt: Und wenn uns schon andere Nebensachen wegen der angenehmen Verschiedenheit auch gefallen, so sind doch die Gedanken auf den Hauptgegenstand gerichtet; der hat das Uebergewicht, und herrschet im Ganzen.

Daraus können wir schliessen, wie schlecht die Prediger ihre Kunst verstehen, die sich Texte auswählen, welche ganze Verzeichnisse verschiedener Tugenden oder Laster enthalten; nach denselben ihre Predigten eintheilen, und von einer jeden derselben besonders handeln. Auf diese Weise machen sie eigentlich nicht Eine Predigt, sondern viele kleine Predigten: Woraus denn erfolgt, daß sie schwerlich die gehörige Proportion beobachten können; daß sie den Zuhörer verwirren und sein

Gedächt-

Gedächtniß überladen; und, welches noch das schlimmste ist, daß sie, indem sie ihre Materien vervielfältigen, von allen nur die Oberfläche berühren.

Entweder entspringt dieser Fehler aus Trägheit und Nachlässigkeit, oder der Prediger hat ein unfruchtbares Genie. Weil er ausser Stand ist, eine einzige Materie so auszuführen, daß seine Predigt die gewöhnliche Länge bekömmt, so muß er seiner Armuth durch Vervielfältigung der Materien abzuhelfen suchen.

Wir finden ähnliche Beyspiele in den Schauspielen des Terenz, der seine Verwickelungen aus dem Menander entlehnte, und oft zwey Comödien dieses griechischen Dichters in eine zusammenschmelzte; und unsere neuern Tragödienschreiber machen es oft nicht besser. Wenn es den Dichtern an Genie, oder Kunst, oder Fleiß fehlt, oder wenn sie sich nach dem schlechten Geschmack ihrer Zuschauer richten, so verfallen sie leicht in den Fehler, zwey oder mehrere von einander unabhängliche Handlungen auf das Theater zu bringen, anstatt daß sie über eine einzige wichtige Handlung ein vollständiges Drama ausarbeiten sollten. Daher entstehen dann schlecht verbundene Handlungen; und das natürliche, die Richtigkeit der Gedanken und der Characktere verliert sich gänzlich.

Was die Methode in den Predigten betrift, so

will ich Euch darüber folgende allgemeine Regeln vorlegen:

Ist in euerm Text einige Dunkelheit, die entweder im Ausdrucke liegt, oder aus dem Zusammenhang entsteht, so suchet sie zu heben.

Unterscheidet die verschiedenen Wahrheiten welche euer Text enthält, die folglich die verschiedenen Haupttheile euerer Predigt ausmachen sollten, wohl voneinander.

Darauf beweiset die Wahrheit eines jeden Sazes.

Dann beantwortet, wenn es nothwendig ist, die Einwürfe.

Und endlich ziehet aus dem Gesagten wichtige pracktische Folgen.

Ich werde über eine jede von diesen Regeln einige kurze Anmerkungen machen: Allein vorher muß ich noch etwas über die gewöhnlichen Eingänge oder Einleitungen sagen. Diese Gewohnheit scheint sehr vernünftig und schicklich zu seyn; der Zuhörer wird nämlich durch den Eingang nach und nach unvermerkt auf die Hauptbetrachtung geführt, deren einsmalige Erwähnung ihn sonst überraschen würde. Daher waren die Eingänge auch bey den alten Rednern schon in Uebung; ausgenommen in sehr seltenen Fällen: Entweder in einer heftigen Leidenschaft; oder wenn eine Unternehmung mit einer ungewöhnlichen Hitz und Geschwindigkeit ausgeführt werden sollte; oder wie Milton sagt: „Wie

„Wie wenn vor Alters ein berühmter Redner zu „Athen, oder in dem freyen Rom, wo die Wohl„redenheit blühete, die seitdem stumm geworden, „wenn er eine grosse Sache berührte, in sich selbst „gesammelt stuhnd, und seine Stellung, jede „Gebehrde, ihm die Aufmerksamkeit noch vor der „Zunge erwarben; und wie er bisweilen in der „Höhe des Affekts begann, weil sein Eifer für „das Recht keine verzögernde Vorrede zu leiden „schien. So stand, so gebehrdete sich der Ver„sucher; so stieg er zur Höhe des Affecktes, und „begann heftig beweget, u. s. f.„

Verl. Parad. IX. Ges.

Von dieser heftigen Art ist **Ciceros** erste Rede gegen den **Catilina**, und im **Ovid** die Rede des **Ajax**.

Allein in Predigten sollte man dieses sehr selten, und sogar kaum in ebenerwähnten Fällen thun. Verschiedene berühmte Prediger haben es zwar versucht; aber ich denke, der Erfolg sollte niemand sehr zur Nachahmung reitzen. Von der Art ist z. B. D. **Atterbury's** Predigt über die Worte: **Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.** Er fängt so an: „Sollte sich denn wohl ein Mensch „an dir ärgern, hochgelobter Jesu! der du so „unaussprechlich viel zu unserm Besten unter„nommen, gethan und gelitten hast?„ Wenn ihr mit so vielem Feuer aufängt, wie wollet ihr die Flamme unterhalten? Müßt ihr nicht befürchten,

sie werde im Rauch ersticken? Das ist wol gegen Horazens Regel:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem,
Horat.

Es ist also sehr schicklich, durch eine kurze Einleitung die Aufmerksamkeit, die Zuneigung und die Wissensbegierde seiner Zuhörer zu erwerben und rege zu machen. Bemühet Euch indessen, euere Eingänge kurz zu machen; holet sie nicht weit her, und hütet Euch vor einem schwülstigen, affectirten und gekünstelten Styl. Euere Eingänge seyn in etwas vom Texte verschieden, und doch mit demselben in Verbindung: So daß sie Euch ungezwungen zur Hauptsache führen, und jeder Zuhörer glauben dürfe, ihr habt Euch nicht lange nach einem Eingang umgesehen, sondern er habe sich von selbst dargeboten.

Es ist ungemein viel an einem schicklichen Eingang gelegen; aber es ist auch am allerleichtesten hierin zu fehlen. Die beste Regel darüber ist meines Erachtens diese: „Wenn ihr den ganzen Plan „euerer Predigt entworfen habt, so sucht Euch „unter euern Anmerkungen oder Schlußfolgen „eine der leichtesten und natürlichsten aus. Daraus werdet ihr eine gute Einleitung machen „können; nur müßt ihr Euch in Acht nehmen, „daß ihr sie nachher nicht auf der gleichen Seite, „und in dem gleichen Licht betrachtet, wiederholet.„

Auf den Eingang folgt die Abtheilung der Predigt, in welcher ihr dem Zuhörer die Hauptbetrachtungen vorlegt, welche ihr in den verschiedenen Theilen derselben abzuhandeln gedenket. Die Meynungen sind hierüber sehr verschieden. Einige wenden dagegen ein: „Eine Predigt bekomme eine „ gewisse Trockenheit und Formalität, wenn man „ dem Zuhörer vor der Hand sage, womit man „ ihn unterhalten wolle: Der Reitz der Neuheit „ verschwinde, und die Neubegierde des Zuhörers „ werde durch diese Anticipation stumpf gemacht: „ Es sey daher besser, wenn man ihn sonst nach „ und nach auf die Sache führe, und unangezeigt das Subjeckt sich selber entwickeln lasse. „ So werde ihm alles neu seyn, und er selbst „ das Vergnügen haben, die Methode zu entdeken, welche ihm die Abtheilungen gar zu dienstfertig vor Augen legen. Daher haben sich auch „ die besten Schriftsteller unter den Alten dieser „ Methode bedient: Die moralischen Schriften „ eines Cicero würden viel von ihrer Anmuth „ und Schönheit verlieren, wenn man sie auf diese „ Weise abtheilte, und unter gewisse Capitel „ brächte.„

Ich gestehe es, dieser Einwurf hat einige Stärke; und in Absicht auf die angeführten Schriften der Alten, die aber eigentlich nur zur Privatlectur in der Stille des Studierzimmers bestimmt sind,

ist er gröstentheils begründet. Aber läßt sich das auch auf Predigten ausdehnen, die man nur mündlich vorträgt? Ein Leser hat Zeit nachzudenken; er kann sein Buch niederlegen; er kann sich erholen; er kann zurückblättern; und wenn er den Faden auch verliert, so kann er denselben doch durch die Hülfsmittel des Nachdenkens, und der Untersuchung wieder finden: Allein das alles kann der Zuhörer bey einer Predigt nicht: Wenn er das angehörte nicht in seinem Gedächtniß behält, wenn er etwas überhört, oder nicht recht versteht, so kann er sich nicht mehr helfen. Man muß also nothwendig seinem Verstand und seinem Gedächtnisse durch Kunstgriffe zu Hülfe kommen.

Aus diesem Grund dünkt mich also die Gewohnheit sehr vernünftig und nützlich, seinen Zuhörern eine kurze Anzeige der wichtigsten Sätzen, über die man reden will, zu geben. Ihre Aufmerksamkeit wird rege werden, wenn sie auf diese Weise den Plan übersehen können: Jeder Uebergang von einem Haupttheil zum andern ist für sie ein Ruhepunkt, und dient zur Erneuerung ihrer Aufmerksamkeit; und am Ende der Predigt können sie sich desto leichter und deutlicher dessen erinnern, was sie gehört haben. Wenn ihr mit jemand eine Reise durch ein ihm ganz fremdes Land machen müßt, und ihm vorher eine Charte von demselben zeiget, oder ihm kurze Beschreibungen

gen von den grösten Städten oder den merkwürdigsten Sachen machet, die er auf dieser Reise sehen wird, so werdet ihr ihm seine Reise um ein grosses angenehmer machen. So unvollkommen eure Beschreibung war, so wird er doch alles mit mehrerem Vergnügen ansehen; und er hat immer die Freude, eigentlich zu wissen, wie weit er auf seiner Reise gekommen sey.

Die Richtigkeit der Abtheilung in einer Predigt ist von sehr grossem Gewichte. Allein, wenn man den Kunstrichtern glauben darf, so ist es auch eine sehr schwere Sache: Denn nach ihrem Urtheil findet man beym Cicero eine einzige Eintheilung, an welcher gar nichts auszusetzen ist; nämlich in seiner Rede für den Muräna: Intelligo, judices, tres totius accusationis partes fuisse, & earum unam in reprehensione vitæ, alteram in contentione dignitatis, tertiam in criminibus ambitus esse versatam. (*) Allein meines Bedünkens ist diese Kritick gar zu weit getrieben, und die wichtigsten und nützlichsten Regeln sind folgende: „Alle Haupttheile euerer „Predigt sollen ungezwungen aus dem Text fliessen: Es sollen ihrer wenige und niemals mehr „als vier oder fünfe seyn. Alle Theile sollen von-

(*) Dieses, sagt Erasmus, ist vollkommen deutlich; enthält nichts überflüssiges, begreift die ganze Sache, und wird von dem Gegner zugestanden. *De Arte concionandi*, Lib. I.

„ voneinander unterscheiden seyn, und soviel als
„ möglich einer aus dem andern fliessen.

Es würde mir nicht schwer fallen, viele Beyspiele von guten Abtheilungen aus unsern Predigern anzuführen; allein die Gränzen einer Abhandlung erlauben es nicht. Ich will also nur eine einzige aber ausserordentlich genaue aus D. Young's Predigten anführen. Der Text ist: **Judas, verräthest du des Menschen Sohn mit einem Kuß?** Der Prediger betrachtet zuerst die Handlung selbst, und demnach macht er darüber einige nützliche Anmerkungen. In dem ersten Theil sagt er: Jedes Wort im Text dient dazu, uns einen schwarzen Zug in dieser Handlung zu bezeichnen. **Verräthest du?** Zeigt Bosheit an. **Judas**; der vorgesetzte Name giebt den Verräther an den Tag, und bezeichnet seine Treulosigkeit. **Judas, verräthest du den Sohn des Menschen?** Enthält den Vorwurf der Undankbarkeit. **Verräthest du mit einem Kuß?** Dieß beschuldigt ihn der Heucheley. Hierauf geht er weiter, und beweiset im zweyten Theil, daß eine jede vorsetzliche und freywillige Sünde in gewissem Grad alle diese Eigenschaften an sich habe, und dieses wendet er auf alle seine Zuhörer an.

Was die oben erwähnte und von vielen vertheidigte versteckte Methode betrift, nach welcher man die Haupttheile einer Predigt nicht herzählt, so

muß

muß ich darüber nur noch das anmerken: So wenig man sich derselben bey den Haupttheilen bedienen muß, so schicklich ist sie hingegen bey den Unterabtheilungen. Jeder Haupttheil hat seine Methode; er läßt sich wieder in verschiedene kleinere Theile auflösen: Diese alle müssen der Ordnung nach abgehandelt, aber nicht an den Fingern hergezählt werden.

Man kann also sagen, euere Predigten müssen einem belebten Körper ähnlich werden, dessen grössere Theile man bey dem ersten Anblick von einander unterscheiden kann, dessen kleinere Theile und Gefässe aber, die Adern, Arterien und Nerven, ungeachtet sie die grössern erhalten und zusammensetzen, und wesentliche Theile des Ganzen sind, nicht ins Aug fallen, sondern nur vermittelst der Zergliederung entdecket werden.

Ein

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der vorhergehenden.

Der erklärende oder beweisende Theil einer Predigt, der uns jetzt der Ordnung nach zu betrachten folget, ist unter allen der wichtigste, und verdient also alle eurere Aufmerksamkeit. Ich will die Anmerkungen, die ich oben in der achten und neunten Vorlesung hierüber gemacht habe, und die sich alle hier anwenden lassen, nicht wiederholen, sondern Euch einige andere, die eigentlich hieher gehören, oder die ich damals nur flüchtig berührt habe, vorlegen.

Ihr könnt in diesem Theil eurer Predigt nie zu deutlich seyn; aber davor müßt ihr Euch in Acht nehmen, daß ihr nicht, indem ihr deutlich seyn wollet, allzuweitläuftig werdet. Die Kürze hat hier ihren besondern Nutzen: Je geschwinder eine Idee auf die andere folgt, desto besser kann der Zuhörer aufmerken. Die Fassung der Beweise wird dadurch seinem Gedächtniß erleichtert, und folglich machen sie auch einen stärkern Eindruck: Denn je länger eine Kette ist, desto schwächer wird sie. Das wissen die Mathematiker, diese

grossen

grossen Meister in der Kunst zu schliessen sehr gut; daher geben sich auch die grösten unter ihnen die meiste Mühe, ihre Beweise abzukürzen. Hierin hat auch die analytische Methode, ungeachtet sie in andern Stücken schwächer ist als die Geometrische, vor dieser einen beträchtlichen Vorzug, daß sie nämlich kürzer ist.

Der Ueberfluß in diesem Stück, nämlich die Menge der Beweisen, ist auch bey sonst guten Predigern kein seltener Fehler. Die Liebe zur Wahrheit führt manche Prediger auf die Gedanken, sie dürfen keinen Beweis weglassen; sie haben nie genug gesagt, bis sie alles gesagt haben. Ich könnte zum Beyspiel eines solchen Ueberflusses die Predigten des gelehrten Barrow anführen. Dieser würdige Mann besaß nebst tiefen philosophischen Einsichten eine feurige Einbildungskraft und eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit. In allen seinen Predigten findet man eine Menge fürtreflicher Beweise; er erschöpft alles, was er abhandelt; es ist unmöglich etwas hinzuzusetzen. Allein ein solcher Ueberfluß verwirret oft den Zuhörer: Wenn man einen Theil davon wegschneiden sollte, so würde das übrige desto mehr Nachdruck haben, weil der Zuhörer davon deutlichere und vollständigere Begriffe bekommen könnte. Ist ein Gefäß einmal voll, und man giesst immer mehr zu, so überläuft es. So verhält es sich auch mit dem Verstand des Zuhörers;

Omne

Omne supervacuum pleno de pectore manat.

Wenn man ferner gar zu viele Beweise für eine Wahrheit auf die Bahn bringt, so ist es sehr wahrscheinlich, einige unter denselben werden schwach, oder zweifelhaft, vielleicht gar falsch seyn. Und schon Bacon hat die richtige Anmerkung gemacht: Ein einziger schwacher oder überflüssiger Beweis entkräfte die vorhergegangenen stärkern.

Wählet Euch also nur wenige, aber deutliche, starke und richtige Beweise; trägt sie in einem deutlichen Styl, und in der besten Ordnung vor; führt sie hinlänglich aus: So wird die innere Stärke derselben die Menge reichlich ersetzen. Ein erfahrner Feldherr wird allemal eine geringe Anzahl wohl disciplinirter Truppen einer wilden ungeübten Horde vorziehen; je grösser ihre Anzahl ist, desto unbrauchbarer und unthätiger ist sie; mehr einem zusammengeraften Gesindel als einer Armee ähnlich.

Wenn ein Prediger einmal gesagt hat, er habe seinen Satz bewiesen, und doch immer zu neuen Beweisen fortgeht, so sehe ich nicht ab, wozu es dienet: Hat er seinen Satz wirklich bewiesen, wozu sollen denn mehrere Beweise? Wird die Demonstration dadurch stärker? Hat er aber das nicht geleistet, warum soll ich seinen folgenden Beweisen mehr Glauben zu stellen? Hat er mich mit

den ersten betrogen, warum soll ich von den folgenden etwas bessers erwarten?

Ein anderer eben so gemeiner und nicht weniger schädlicher Fehler ist dieser: Viele unsrer heutigen Schriftsteller beklagen sich, sie seyn zu spät in die Welt gekommen; es bleibe ihnen in dem Felde der Wissenschaften nur eine kleine Nachlese übrig; man sey ihnen in allem zuvorgekommen; wenn sie sich nicht, wie so viele andere, mit ewigen Wiederholungen abgeben wollen, so müssen sie sich nothwendig eine neue Bahn öffnen. Daher kömmt dann ihr Ehrgeitz, bey allen Gelegenheiten nicht auf das zu sehen was richtig und wahr, sondern was neu ist; und das führt sie dann, insonderheit bey moralischen Untersuchungen, sehr oft auf falsche Begriffe. Dieser Ursache müssen wir so viele ausserordentliche Lehren und Meynungen zuschreiben, an denen die neuern Zeiten unglücklicher Weise so sehr fruchtbar sind.

Dahin gehört jene eingebildete Zusammenverschwörung der Geistlichen und der Gotteslängner, womit sich die Einbildungskraft eines neuern Schriftstellers wenigstens eben so sehr geplagt hat, als Don Quixote mit seinen Geisterbeschwörern. Dahin gehört jener chimärische Satz: Weil die Vernunft auf dem höchsten Stafel ihrer Vollkommenheit die Menschen ihre Pflichten lehren könne,

so könne sie es auch unter allen Umständen, und wenn ihr alle Vortheile mangeln, die sie jetzt genießt. Daher kömmt der, obigem entgegengesetzte, Satz: Alle moralische Kenntnisse können aus keiner andern Quelle als aus der Bibel geschöpft werden. Daher die Behauptung, daß der eigentliche Probierstein der Wahrheit dieser sey, wenn sie sich nicht lächerlich machen läßt. Und der Versuch, die Göttlichkeit der mosaischen Schriften daraus zu beweisen, daß in demselben keine Nachricht von einem künftigen Zustand anzutreffen sey.

Dergleichen Sätze werden oft in einer schlimmen Absicht auf die Bahn gebracht; oft aber auch von sonst frommen Männern in einer guten Absicht behauptet. Und darum führe ich von beyden Arten an; weil wir uns vor beyden hüten müssen: Denn alle Irrthümer, wenn man es auch noch so gut dabey meint, sind gefährlich. Und meistentheils ist es die Neigung, immer etwas neues zu sagen, die viele sonst redlich gesinnte zu dergleichen Meynungen hinreißt.

Allein so schädlich dergleichen Sätze und Meynungen überhaupt sind, so sind sie doch in Predigten am allerschädlichsten. Dann da ist es um Erbauung nicht um unnütze Speculationen zu thun. Die Zuhörer sollen rechtschaffne Menschen, nicht gelehrte Zänker werden. Ich erinnere mich, mehr als einmal Predigten gehört zu haben über die sub-

tilsten Vermuthungen von der Natur der Seele, über ihre Fortdauer und Thätigkeit in einem von dem Cörper abgesönderten Zustand. Freylich glaubte der Prediger, er habe seine Materie bis zur Ueberzeugung deutlich gemacht; allein der eine Theil seiner Zuhörer schlief, der andere saß staunend da, alle aber wurden ermüdet; und ich weiß nicht, ob in seinen Muthmassungen mehr Unsinn oder Kühnheit geherrschet hat. Ein ander mal hörte ich auf gleiche Weise einen Versuch, die Freyheit des Menschen mit dem Vorherwissen Gottes zu vereinigen. Ein anderer suchte mit der nämlichen Vermessenheit die heiligsten Geheimnisse der Religion zu entwickeln, und in die Rathschläge des Allmächtigen einzudringen. Ein anderer unterhielt seine guten Zuhörer mit den wichtigen Entdeckungen, die er in den Schriften des Alten Testaments gemacht hatte, und legte ihnen dabey seine tiefen Einsichten in die orientalischen Sprachen zur Schau. Noch ein anderer erbaute seine Zuhörer durch einen Versuch, das abgedroschene und längst vergessene System von einem tausendjährigen Reich wieder emporzubringen.

Ich will mich jetzt nicht in die Untersuchung von der Wahrheit dieser Sätze und Meynungen einlassen; noch darüber entscheiden, ob es überhaupt schicklich und nützlich sey, weitläuftige Untersuchungen über solche Materien anzustellen:

Aber das behaupte ich, daß diese Untersuchungen nicht in Predigten gehören, und daß sie auf der Kanzel am unrechten Ort angebracht werden. Bemühet Euch also vielmehr, den einzigen und wichtigsten Hauptendzweck euers Lehramts nie zu vergessen; nämlich die Menschen zu bessern, und sie zur Seligkeit weise zu machen: Alsdann kann es euch nie fehlen. Erkläret nützliche Wahrheiten, dringet sie mit starken Gründen und mit eigener Empfindung des Herzens euern Zuhörern an: Wenn ihr das zu euerm Hauptgeschäft machet, so werdet ihr nie Ursache haben, über Mangel an Aufmerksamkeit bey euern Zuhörern zu klagen: Wenn ihr ihnen nützliche Wahrheiten vorträgt, und sie gut ausführet, so werden sie ihnen immer neu genug vorkommen.

Philosophische tiefdenkende Köpfe verfallen gerne in einen dritten Fehler. Da sie allezeit mit philosophischem Tiefsinn lesen und denken, so erwerben sie sich darin eine so starke Fertigkeit, daß sie dieselbe auch bey dem Vortrag der einfältigsten Wahrheiten nicht ablegen können. Sollen sie z. B. moralische Pflichten, die Gerechtigkeit, die Mässigkeit u. s. f. empfehlen, so fallen sie sogleich auf tiefsinnige Betrachtungen, die der gemeine Mann unmöglich verstehen kann. Sie gehen immer auf die ersten Grundsätze zurück, und nehmen meistens ihre Beweise von dem ewigen Unterscheid der Dinge,

ge, von der Liebe zur Wahrheit und Ordnung, von dem allgemeinen Wohlwollen, oder von dem moralischen Gefühl her. Ich will mich jetzt nicht in die Untersuchung dieser Grundsätze einlassen; aber das glaube ich, daß sie nicht in Predigten gehören. Wenn ein Arzt zu einem Kranken beruffen wird, so trägt es gewiß sehr wenig zu seiner Wiederherstellung bey, wenn er ihn mit gelehrten Abhandlungen über die Zergliederungskunst, oder die animalische Einrichtung des Menschen, oder die Natur und Wirkungen seiner Arztneyen, unterhält.

Nur wenige Menschen, vielleicht gar keine, zweifeln im Ernst daran, daß man mässig und gerecht seyn müsse: Aber das wissen nicht alle, worin eigentlich diese Pflichten bestehen; was sie davon für Vortheile haben; was für Beweggründe sie dazu aufmuntern müssen; was für Vorschriften sie zu befolgen, und was für Versuchungen sie zu vermeiden haben? Das aber sind lauter sehr verständliche und nützliche Gegenstände, die keine tiefe Einsichten erfodern, und doch auf alle Menschen Einfluß haben können.

Diese Anmerkung läßt sich gegen die Schriften eines sonst vortreflichen Lehrers, des Bischoff Buttlers machen. In Abhandlungen, wo es ihm eigentlich darum zu thun ist, die Verbindlichkeit zur Tugend zu zeigen, gehet es an, wenn er sie

mit vieler Stärke und Gründlichkeit auf die Beschaffenheit der menschlichen Natur gründet: Aber wenn er die gleiche Methode auch in seinen Predigten gebraucht, so läßt sich meines Bedünkens doch noch manches dagegen einwenden. Ich für meine Person lasse ihm auch hierin seine Methode gerne; denn seine Predigten über diese Materie sind so vortreflich, daß man ihn auch da, wo man ihn tadelt, doch bewundern muß: Aber darin treibt er es unstreitig zu weit, wenn er auch über andere Materien, die keine so tiefsinnige Untersuchungen erheischen, dennoch in den gleichen Ton fällt. Wenn er z. B. über das Mitleiden predigt, so untersucht er mit der feinsten Kunst das innerste der Seele, um die Natur und den Ursprung desselben zu zeigen: Wenn er Euch vor dem Selbstbetrug warnet, so führt er Euch in die verborgensten Winkel euers Herzens; freylich allemal mit der richtigsten psychologischen Einsicht: Allein wer kann ihm allenthalben nachfolgen? Auf gleiche Weise untersucht er die übertriebene Empfindlichkeit, und die bekannteste unter allen Pflichten, die Menschenliebe. So viel charackteristisches diese Predigten haben, und so schätzbar überhaupt die Schriften dieses rechtschaffenen und gelehrten Mannes sind, welches ich hier mit Ueberzeugung und innigstem Vergnügen sage, so dünkt mich doch diese Methode bey dem Kanzel-

vortrag fehlerhaft: Und dieses bemerk ich um so viel mehr, weil andere wackere Prediger, die ihn nachahmen wollten (aber auch nur solche sind es im Stand zu thun) dadurch manchmal auf Nebenwege gerathen sind.

Man sollte daher, so unangenehm es an sich selbst ist, die Fehler der besten Schriftsteller vorzüglich in dergleichen Vorlesungen rügen; nicht nur weil das Verdienst des getadelten die angeführten Beyspiele merkwürdiger macht, sondern auch, weil die Fehler grosser Männer allezeit ansteckender und gefährlicher sind, da das Genie sie zu entschuldigen scheint: Dieß dient, wie ich hoffe, zu meiner Vertheidigung, wenn ich oft an denjenigen etwas tadle, die ich sonst von ganzem Herzen verehre.

Aus dem Gesagten ziehe ich diesen Schluß: Wir müssen in Predigten, sowol über moralische als dogmatische Materien, alle subtilen, und allzuschwierigen Untersuchungen vermeiden: Sie sind mühsam, aber nicht lehrreich; verwickelnd, aber nicht überzeugend, und für den grossen Haufen, auf den man doch in Predigten vorzüglich sehen muß, ohne allen Nutzen.

Dieses führet mich auf folgende Regel: „Bemühet Euch, so viel immer möglich, Euch nach „den Fähigkeiten eurer Zuhörer zu richten.„ Entweder sind es nur Gelehrte, oder Gelehrte und Ungelehrte untereinander, oder bloß Ungelehrte.

Bey Zuhörern von der ersten Classe habt ihr in Absicht auf den eben berührten Punkt mehrere Freyheit: Allein dieser Fall ist so sehr selten, daß es kaum der Mühe werth ist, um deswillen eine Ausnahme zu machen.

Bey Zuhörern von der zweyten Classe dörft ihr Euch etwa noch strengerer Beweise bedienen; nur müssen sie nicht gar zu weitläuftig und zu abstrackt seyn. Ein Theil eurer Zuhörer verstehet Euch; allein so vernünftig es auch seyn mag, Euch hierin nach diesem Theil eurer Zuhörer zu richten, so vergesset doch nicht, daß der andere Theil auch Unterricht von Euch fodern darf.

Bey Zuhörern von der letzten Classe, und das ist durchgehends der gewöhnlichste Fall, müßt ihr alle gelehrten, tiefsinnigen und verwickelten Untersuchungen gänzlich weglassen. Diese Zuhörer wollen faßliche deutliche Gründe haben, sie wollen Schritt vor Schritt geführt seyn: Gründe von einem göttlichen Ansehen hergenommen, aus dem gemeinen Verstand und aus der Erfahrung geleitet, thun bey ihnen die beste Wirkung.

Dieser letztern Classe von Zuhörern mit Nutzen und Erbauung zu predigen, ist auch, wie ich glaube, am allerschwersten. Es ist keine geringe Kunst, sich vollkommen deutlich auszudrücken, und doch nicht langweilig zu werden: Ungekünstelt zu reden, und doch immer mit Geschmack: Gründ-

lich

lich zu beweisen, und doch nie unverständlich zu seyn. Man verstehet und schätzet den wahren Werth dieser Einfalt überhaupt viel zu wenig; und es giebt nur gar zu viele Prediger, die glauben, es sey alles gut genug für den grossen Haufen, es mag so schlecht seyn als es immer will. Eine Meynung, die eben so unbegründet als vermessen ist. Auch der gemeine unstudirte Mann hat so viel natürlichen Verstand, daß er gar wol im Stand ist, das, was inner dem Kreise seiner Einsichten ist, richtig zu beurtheilen. Die Erfahrung lehrt uns auch, daß eine gelehrte Predigt, die gelehrten Zuhörern gefallen soll, und ihnen auch gewöhnlich gefällt, weil sie allein an sie gerichtet ist, für alle übrigen Zuhörer unnütz ist. Und daß hingegen eine populare faßliche Predigt, die für den gemeinen Mann gemacht ist, auch dem gelehrtesten Zuhörer gefällt und gefallen muß: Denn was an sich gut und richtig ist, ist es auch für alle Stände und Fähigkeiten.

Allein hier liegt uns eine Schwierigkeit im Weg: „Kann man wol eine Predigt so einrichten, daß „sie allen den verschiedenen Fähigkeiten der Zu„hörer angemessen ist? Ist das nicht unmöglich?„ Darüber dient, wie ich glaube, folgendes zum Unterricht: Richtet eure Predigten gleich Anfangs so ein, daß sie nur eine kleine Veränderung nöthig haben, um allen Arten von Zuhörern nützlich zu

seyn. D. i. bringet sie, so viel ihr könnt, jener liebenswürdigen Einfalt näher, die allen Menschen, in allen Ständen, gefällt.

Allein dieß ist, ich gestehe es, keine so leichte Sache: Es giebt wol hin und wieder so glückliche Prediger, die zu diesem einfältigen Ton natürliche Anlagen haben: Allein gewöhnlich wird dazu viel Arbeit, Nachdenken und eine lange Erfahrung erfodert. Es kostet einem Manne, der einen lebhaften Verstand und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besitzt, viel Mühe und Selbstverläugnung, alles das neue, feine und scharfsinnige, das ihm seine Einsichten und Belesenheit anbieten, zn verwerfen, nnd sich in die Gränzen der gewöhnlichen Einsichten der Menschen einzuschränken. Allein die Hauptschwierigkeit kömmt doch am Ende nicht von der Natur der Sache selbst her; sondern die Schuld liegt in uns selbst, in unsern schlimmen Leidenschaften, unserm Ehrgeitz, Eigennutz und Ruhmsucht. „Predigt also nicht, „um eine fette Pfründe zu erhalten, oder grossen „Ruhm einzuerndten; sondern um die Ehre Got„tes und die Liebe zur Tugend zu befördern. „Alsdann werden eure Predigten, wenn ihr „übrigens die nöthigen Fähigkeiten habt, gewiß „richtig, stark und deutlich seyn.„

Darin nimmt sich meines Bedünkens Tillotson in seinen Predigten vorzüglich aus: In Barrows Predig-

Predigten ist mehr Reichthum und Ueberfluß; in Clarks seinen mehr Gelehrsamkeit; in Atterburys mehr Zierlichkeit; und in Scherloks mehr neues, gedrängtes und witziges. Keiner aber von diesen hat meines Bedünkens so richtig, so deutlich, so zusammenhängend bewiesen, und doch zugleich seinem Vortrag so viel Lebhaftigkeit und natürliche ungekünstelte Einfalt zu geben gewußt, als Tillotson. Seine Sprache ist die Sprache des gesunden Verstandes und des guten Herzens; sein Styl so leicht und fliessend, daß man erst bey genauer Untersuchung und reifer Beurtheilung sein fruchtbares Genie entdeckt: Und das ist vielleicht die Ursache, daß heut zu Tage seine Predigten von Unstudirten weniger gelesen, und von den Predigern weniger nachgeahmt werden, als es ehedem geschehen ist.

Nebst den Beweisen, die man aus der Vernunft herleiten kann, hat der Prediger auch noch Beweise aus der Heil. Schrift. Diese haben um so viel mehr Stärke, weil sie mit ihrer Vernunftmässigkeit auch noch das Gewicht des göttlichen Ansehens verbinden. Ich will euch darüber einige Regeln geben, die eurer Aufmerksamkeit würdig sind.

Anstatt eine ganze Menge Schriftstellen aufeinander zu häufen, wählet Euch nur solche Stellen aus, die eigentlich zur Sache gehören.

Führet zum Beweisen nur solche Stellen an, die auch nach der Absicht der heiligen Schriftsteller euern Satz beweisen. Ihr werdet oft gehört haben, daß man blosse Worte als Beweise anführt, und daß solche angeführte Stellen in ihrem natürlichen Zusammenhang etwas ganz anders beweisen.

Führet niemals schwere oder zweifelhafte Stellen zum Beweis eines Satzes an, wenn ihr leichte und deutliche habt. Es ist dieses kein seltener Fehler; und welcher, nebst andern schlimmen Folgen, den Prediger sogar in den Verdacht einer eiteln Ruhmsucht bringen kann.

Der berühmte Clarke hat es hierin (ich bin zwar überzeugt, daß es bey ihm nicht aus Ehrgeitz geschehen) zu weit getrieben. Er geht oft durch ein oder zwey ganze Seiten von seinem Weg ab, und erklärt schwere Stellen der Heil. Schrift, ungeachtet sie nicht zu seinem Hauptbeweise dienen; ja öfters mit dem Text, den er erklärt, nur wenig oder in gar keiner Verbindung stehen.

„Allein (sagt man) der Leser wird doch dadurch auf eine nützliche Weise unterrichtet.„ Ich läugne das gar nicht: Diese Erklärungen gefallen auch mir sehr wohl; und ich wünschte nicht, daß er mit denselben sparsamer gewesen wäre. Allein wir reden jetzt von dem, was in einer Predigt schicklich ist, und nicht von dem, was sich ein

Mann

Mann von ausserordentlichen Talenten erlaubt hat. Und in Predigten gehört meines Bedünkens diese Art des Unterrichts nicht. Clark erfüllt in diesen Stellen die Pflichten eines guten Schriftauslegers, aber nicht eines guten Predigers: Warum schrieb er in dieser Absicht Predigten, und nicht Commentarien? Es ist wahr, seine Genie, und seine Belesenheit führten ihn auf diesen Weg, und er war allerdings ein sehr gelehrter scharfsinniger und glücklicher Schriftausleger; allein in Predigten hätte er sich in diesem Stück Gewalt anthun sollen. Uebrigens ist bey dieser Anmerkung meine Hauptabsicht, diejenigen Prediger vor diesem Fehler zu warnen, welche gar nicht Clarkes Genie haben.

Nebst den Anführungen ganzer Schriftstellen, ist es auch nicht ungewöhnlich, seine eigenen Ausdrücke mit Ausdrücken der Heil. Schrift zu vermischen, welches dem Styl eine gewisse Hoheit und Würde giebt. Allein man muß hierin sorgfältig die Mittelstrasse beobachten: Es muß nicht das Ansehen haben, als wenn man dergleichen biblische Ausdrücke mit vieler Mühe zusammengeraffet habe; man muß dieselben nicht allzuhäufig gebrauchen; man muß zusammenhängende Schriftstellen nicht unüberlegt abbrechen, und seine eigenen Gedanken dazwischen einschieben; dieß verletzt die Ehrfurcht die man der Bibel schuldig ist:

Man

Man muß keine biblische Ausdrücke brauchen wenn die Sache selbst unwichtig ist; und am allerwenigsten in der Absicht etwas neues und wiziges zu sagen.

Wir finden auch bey den alten heydnischen Schriftstellern viele schöne Beyspiele und manche richtige Anmerkungen, die zur Beleuchtung und Vertheidigung der guten Sache der Tugend dienen können; allein diese sollte man meines Bedünkens in Predigten, besonders vor dem gemeinen Volk, sehr sparsam anführen: Theils, weil sie nach Gelehrsamkeit schmecken, die man auf der Kanzel nicht spiegeln muß; theils, weil man in Predigten seine Zuhörer auf das höhere Ansehen der Bibel weisen, und ihnen Beyspiele aus der heiligen Geschichte geben sollte; endlich sind sie auch darum entbehrlich, weil weder die Vernunft noch die Offenbarung dieser Unterstützung bedörfen.

Endlich (damit ich meine Anmerkungen über die Erklärung des Texts beschliesse) dünkt es mich sehr schicklich und nützlich, am End eines jeden Haupttheils, oder am Ende der ganzen Erklärung, die Hauptsachen summarisch zu wiederholen, damit der Zuhörer den wesentlichen Innhalt der Predigt desto besser übersehen, und seinem Gedächtniß desto tiefer einprägen könne: Oder eine solche Wiederholung kann auch schicklich am Ende der Predigt angebracht werden.

Allein die gewöhnlichere, und, überhaupt davon zu reden, nützlichere Art, die Predigten zu beschliessen, ist, wenn man das Gesagte in einer Zueignung den Zuhörern näher ans Herz legt, oder aus der Erklärung pracktische Schlüsse herleitet: Dieses ist das letzte Stück, das zu der Methode in Predigten gehört, von welcher wir bisher geredet haben.

Man muß in der Wahl dieser pracktischen Schlüsse, auf welchen die Erbauung vornehmlich beruhet, und worauf die ganze Predigt abzwecket, sehr sorgfältig zu Werke gehn. Die wichtigsten Regeln, die mir jetzt zu Sinne kommen, sind folgende:

Schränket Euch nicht auf gar zu allgemeine praktische Anwendungen ein. Man kann zuletzt aus einem jeden Text dergleichen allgemeine Nutzanwendungen über unser moralisches Verhalten überhaupt, oder über einzelne Pflichten herleiten. Dazu wird keine Kunst erfodert; aber für den Zuhörer ist es doch unangenehm.

Wählet nur solche pracktische Schlüsse, die eigentlich in euerm Texte liegen, oder die aus eurer Erklärung natürlich fliessen, und nicht mit Gewalt herbey gezogen werden müssen: Solche Schlüsse, an die ein jeder aufmerksamer Zuhörer seiner Meynung nach auch gedacht haben würde. Auf diese Weise wird eure Predigt ein einziges Ganzes ausmachen; jeder Theil wird dadurch mehr Stärke

bekom-

bekommen, und auf den Zuhörer destomehr Eindruck machen.

Sehet zu, daß die gleichen pracktischen Folgerungen nicht zu verschiedenen Malen vorkommen. Sagt nie das gleiche in der Zueignung wieder, das ihr schon im Eingang oder in der Erklärung gesagt, oder beyläufig angemerkt habet. Dieß ist in einer doppelten Absicht anstössig; theils als eine Wiederholung, theils als ein Fehler in der Methode. Und wenn man auch etwa den gleichen Satz wiederholen muß, so sollte man ihn in ein neues Licht setzen, und zeigen, daß er wegen seiner Wichtigkeit einer zweyten Untersuchung würdig sey.

Setzet eure pracktischen Schlüsse in eine solche Ordnung, daß sie dem Zuhörer immer wichtiger vorkommen; daß allemal der folgende stärker sey als der vorhergehende; und den stärksten verspart bis zuletzt. In Absicht auf die Ausdehnung derselben beobachtet eben diese Methode: Laßt die besondern auf die allgemeinern folgen; und mit denjenigen, die das Herz eurer Zuhörer am meisten rühren und treffen, machet den Beschluß.

Setzet endlich eure pracktischen Schlüsse in eine solche Ordnung, daß Euch der erste ganz natürlich auf den zweyten, u. s. f. führet: Auf diese Weise werdet ihr dem Verstand und dem Gedächtniß eurer Zuhörer die Arbeit erleichtern.

Man

Man muß freylich in allen Theilen einer Predigt den Verstand beschäftigen; aber in der Zueignung hat man es vorzüglich mit dem Herzen, dem Sitze der Leidenschaften, zu thun: Wenn ihr vorher überzeugt und belehret habt, so müßt ihr jetzt das Herz auf eure Seite bringen, und überreden.

Der berühmte Clarke hat meines Bedünkens in diesem Stück zu wenig gethan; seine pracktischen Schlüsse sind an sich gut, richtig und deutlich; aber gar zu kalt: Der Zuhörer bleibt dabey gleichgültig, und sein Herz wird gar nicht in Bewegung gesetzt.

Euere pracktische Folgerungen müssen also nicht nur richtig und wahr, sondern auch in einem hohen Grade rührend seyn; sie müssen, gleich einem scharfen feurigen Pfeil, in die Herzen euerer Zuhörer dringen, und darin stecken bleiben.

Diese Anmerkung führt mich auf einen neuen Punkt, auf den man bey Verfertigung einer Predigt sorgfältig Achtung geben muß; ich meine die Erregung der Leidenschaften. Ich habe davon in einer vorhergehenden Vorlesung weitläuftig gehandelt; und will Euch hierüber nur noch einige kurze Anmerkungen, die eigentlich hieher gehören, vorlegen.

Das nimmt jederman an, ein Prediger müsse im Stand seyn, die Leidenschaften in Bewegung

zu setzen: Allein der Versuch ist sehr küzlich; wenn er mißlingt, so kann viel Nachtheiliges daraus entstehen; man kann leicht unangenehm oder gar lächerlich werden. „Was soll ich also an„fangen? Soll ich muthlos den einzigen Weg „verlassen, auf welchem man so viel Ehre ein„legen kann? Oder soll ich diese grosse Gefahr „der Verachtung und des Gespöttes über mich „nehmen?„

Die beste Anweisung, die ich Euch hierüber geben kann, ist diese: Prüfet Euch sehr wohl, ob ihr Genie zur pathetischen Sprache habt? Wenn dieses fehlt, so gebt Euch darüber nur keine Mühe; es würde Euch niemals gelingen: Denn das läßt sich weder durch Regeln, noch durch Fleiß und Arbeit erzwingen.

„Allein, woraus soll ich schliessen, ob ich Ge„nie dazu habe? Das ist sehr schwer, alle Tage „betriegen sich die Menschen in dem Urtheil über „sich selbst.„

Das ist freylich wahr, und ich denke, folgende Regeln werden Euch bey dieser Untersuchung sehr dienlich seyn.

Bemerket den Gang euers Geistes bey den Arbeiten und Versuchen eurer jüngern Jahre; denn in der Jugend folgt das Genie, da es noch nicht sehr durch Nachahmung oder Kunst geleitet wird, seinen natürlichen Hang und Trieben.

Bemer-

Bemerket ferner, wenn ihr über etwas nachdenkt, wohin Euch gerade im Anfang eure Gedanken hinreissen, noch ehe eine ernsthafte Ueberlegung ihren Lauf hemmt. Diese willkürlichen Auswanderungen zeigen Euch den Weg euers Genies.

Untersuchet weiters, zu was für Wissenschaften ihr vorzügliche Neigung habt: Zur Mathematick, zur Metaphysick, zur Dichtkunst? Und in den vermischten Wissenschaften, welcher Theil Euch am mächtigsten an sich ziehe? Was Euch in andern Schriftstellern gleich beym ersten Anblick am meisten gefalle? Diese Neigung, dieser Vorzug ist die Stimme des Genies.

Gesetzt, die einten dieser Merkmale, oder alle zusammengenommen, können Euch betriegen; nehmt noch folgende dazu, so könnt ihr gewiß sicher urtheilen.

Untersuchet, worin ihr am leichtesten und geschwindesten fortkömmt. Z. B. in jeder guten Predigt ist der Vortrag in etwas verschieden: Es würde lächerlich seyn, wenn in einer Predigt durchaus der pathetische Ton herrschen sollte. Nun, welchen Theil euerer Predigt macht ihr am leichtesten, bey welchem kömmt ihr am geschwindesten fort?

Wenn ihr wirklich Genie zum Pathetischen habt, so werdet ihr zwar den belehrenden und erweisen-

den Theil euerer Predigt nicht vernachlässigen, weil er auch zu euerm Zwecke gehört, und weil ohne eine rechte Ausführung desselben die ganze Predigt einen schlechten Erfolg haben würde. Aber ihr werdet doch damit nicht so leicht fortkommen, und nicht so viel Vergnügen dabey haben, als wenn ihr die Leidenschaften in der Zueignung in Bewegung zu setzen suchet. Ihr durchgehet jenen, wie ein Reisender rohe und ungebahnte Strassen, mit Sorgfalt und Vorsichtigkeit; diese, wie ein angenehmes offenes Feld, mit leichten Schritten und mit Vergnügen.

Endlich, um diese Charackteristick vollkommen zu machen, gebt auf den Erfolg und die Wirkung eurer Predigten Achtung. Diese Entdeckung erfodert eben keine ausserordentliche Aufmerksamkeit, ohne daß man sich weder Leichtsinn noch Aengstlichkeit vorwerfen darf, besonders in dem vor uns habenden Punkt: Denn wenn es einem Prediger hierin öffentlich mißlingt, so bleibt es nicht lange verborgen; der Spötter und Tadler macht sich gar zu gerne darüber lustig. Richtet also euer Verhalten in diesem Stück nach dem Erfolg eurer Predigten ein.

Man muß überhaupt, wie wir oben schon bemerkt haben, bey jedem Versuch im Pathetischen sehr sorgfältig zu Werk gehen; aber vornehmlich in Predigten: Denn je wichtiger der Gegenstand,

und je ernsthafter der Endzweck derselben ist, desto deutlicher und ungekünstelter muß der Vortrag seyn; es muß da nur kein Schein der Kunst, nur kein Verdacht der Ueberraschung statt finden.

Ich komme jetzt noch auf einiche besondere Anmerkungen über die Erregung der Leidenschaften.

Ihr werdet oft in einem jeden Theil eurer Predigten Anlaß finden, nicht ohne Nutzen etwas Pathetisches zu sagen; schon in dem erklärenden und beweisenden Theil: Aber in diesen Theilen sollte das Pathetische gleich einem Blitz nur erscheinen und wieder verschwinden; denn sobald man sich da allzulange aufhält, wird man dem Zuhörer unangenehm, und ermüdet ihn.

Ganz eigentlich aber ist in einer Predigt die Zueignung zur Erregung der Leidenschaften bestimmt, und dazu am schicklichsten. In dieser müßt ihr gleichsam alle Segel ausspannen, und alle Sturmwinde euerer Beredsamkeit hervorbrechen lassen, um eure Zuhörer zu rühren, zu ermuntern, zu trösten, zu erschrecken, zu erwärmen, und gleichsam ihre Herzen zu zerschmelzen. Euere Gedanken, euer Styl, euere Stimme, euere Gebehrden, alles muß voll Feuer und Leben seyn. Da könnt ihr nie zu sanft, zu eindringend, zu hinreissend, zu mannigfaltig, und zu erhaben reden.

Meines Bedünkens sind nebst verschiedenen andern Ursachen vornehmlich zwo anzugeben, warum

rum der pathetische Ton vornehmlich in die Zueignung gehört. Erstlich, weil der Zugang zum Herzen, durch den die Leidenschaften eindringen können, ehe der Zuhörer überzeugt ist, nicht offen steht; und ohne eine vorhergehnde reife Ueberlegung keine wahre Rührung statt haben kann. Ist aber einmal der Zuhörer überzeugt, so setzt er keinen Verdacht mehr in die Wahrheit euerer Vorstellungen. Ihr habt sein Zutrauen gewonnen: Er hält Euch für einen guten und sichern Führer: Sein Herz ist in euern Händen: Ja er bietet Euch selbst die Hände, und erleichtert Euch den Zweck, sein Herz in Bewegung zu setzen. Und da die Bewegung unserer Leidenschaften, nach der ursprünglichen Einrichtung unserer Natur, an sich selbst allemal mit Vergnügen begleitet ist, so überläßt er sich Euch um so viel lieber, weil er noch dazu versichert ist, daß er diesen Leidenschaften ohne Gefahr nachhängen darf. Vorher arbeitet ihr mit vieler Mühe und schlechtem Erfolg gegen den Strom; aber jetzt läuft der Strom mit Euch fort, und ihr schiffet sanft und geschwind hinunter.

Demnach sind die Eindrücke, welche man auf die Leidenschaften macht, die stärksten; alle Menschen überhaupt sind auf dieser Seite am empfindlichsten: Daher ist es sehr klug gehandelt, wenn man dergleichen Vorstellungen erst beym Beschluß anbringt. Viele von euern Zuhörern glauben euern

Beweisen, und sind damit zu frieden; aber nachher denken sie meistentheils der Sache nicht lange nach: Erwärmt hingegen ihre Herzen, setzt ihre Leidenschaften in Bewegung, so werden sie einen dauerhaftern Eindruck machen, oder doch leichter ins Gedächtniß zurückkehren. „Brannte nicht „ unser Herz in uns, als er auf der Strasse mit „ uns redete, und uns die Schriften eröffnete. „ (Luc. XXIV. 33.)„ Das war der Lobspruch, den die Jünger Jesu der Beredsamkeit ihres Meisters beylegten, der so redete, wie niemals ein Mensch geredet hat.

Es ist wahr, die weisen Gesetzgeber der Egypter und Athenienser verboten ihren Sachwaltern durch ausdrückliche Gesetze, die Leidenschaften der Richter zu ihrem Vortheil in Bewegung zu setzen: Allein ein Prediger ist in einem ganz verschiedenen Fall. Ein Richter muß bey der Entscheidung zwischen zweyen Partheyen alles der Gerechtigkeitsliebe aufopfern. Wenn also ein Sachwalter andere Leidenschaften bey ihm in Bewegung setzt, so verführt er ihn. Wenn hingegen ein Prediger die Pflichten der Religion und Sittenlehre einschärft, so betrift das geradezu die wichtigsten Angelegenheiten aller seiner Zuhörer; er darf und soll also, so gut er kann, ihre Leidenschaften zu ihrem eigenen Vortheil in Bewegung setzen.

Die beste Anweisung, die ihr immer befolgen

sollltet, wenn ihr in einem wahren pathetischen Ton reden wollt, ist diese: Stellt Euch alle Umstände, die sowol bey der Verfertigung als bey dem Vortrag eurer Predigten wichtig sind, recht lebhaft vor: Denkt an die Hoheit und Würde der Wahrheiten, die ihr predigen sollt; an den Endzweck euerer Predigten, an die Wichtigkeit euers Berufs, an das Gute das ihr zustandbringen könnt, an den heiligen Ort, an die Feyerlichkeit des Tags, an die Menge eurer Zuhörer, an ihre Aufmerksamkeit und feyerliche Stille: Laßt das alles euerm Geiste gegenwärtig seyn, so wird sich jeder Funke von Genie, der in Euch ist, entzünden; euer Herz wird warm werden, euer Mund wird von starken lebhaften und glühenden Ausdrücken überfliessen, alles an Euch wird voll Feuer, Nachdruck und Würde werden.

Ein Prediger muß ferner niemals vergessen, daß die Wirkungen des pathetischen Vortrags nach der Verschiedenheit der Zuhörer verschieden sind; er muß also auch darnach seine Maaßregeln zu nehmen wissen.

Man bewegt die Leidenschaften bey jungen Leuten insgemein weit leichter als bey Alten; bey dem zärtlichern weiblichen Geschlecht weit eher, als bey dem männlichen: Bey dem Armen und Elenden geschwinder als bey dem Reichen und Begüterten; denn meistentheils verhärtet der Wohlstand

das

das menschliche Herz; Weniger bey gelehrten als bey ungelehrten, weil diese weit geneigter sind, etwas zu bewundern; und aus dem gleichen Grund mehr bey Leuten, die eines stillen Privatlebens gewohnt sind, als bey denen die viel Erfahrung und Weltkenntniß besitzen.

Unter allen Leidenschaften ist die Furcht die mächtigste; ihre Eindrücke sind die geschwindesten, sinken am tiefsten, und bleiben am längsten haften. Sucht also diese wirksame Triebfeder auch zum Vortheil der Religion in Bewegung zu setzen. Laßt Euch nicht gegen die allgemeine Erfahrung durch jene chimärischen Begriffe von Vollkommenheit und Uneigennützigkeit, womit man den Menschen oft zu schmeicheln sucht, irre machen. Suchet die Menschen nicht nur durch Vorstellungen von der Schönheit der Tugend tugendhaft zu machen, sondern sucht sie auch durch die häßlichen Gemählde des Lasters von demselben abzuschrecken: Zeigt ihnen die schrecklichen Folgen desselben, und mahlt ihnen die unaussprechlichen Gerichte des Allmächtigen Gottes mit eben so starken Zügen, als seine Gnad und Güte. Ich muß diese Anmerkung um so viel mehr machen, da es in unsern Tagen so viele Prediger giebt, die um die zarten Ohren ihrer Zuhörer zu schonen, und sie nicht zu beunruhigen, der Hölle ja wol nicht gedenken, und in jene falsche und gefähr-

liche Zärtlichkeit verfallen, die Pope sehr schön beschreibt:

„Zu süsser Ruhe lockt das weiche Polster; und „ein weichherziger Dechant, der, zärtliche Ohren „zu schonen, sich hütet von der Hölle Qualen „zu reden.„

Wir haben angemerkt, daß man auf die schicklichste Art mit pracktischen Folgerungen beschliesse. Ich muß aber in Absicht auf den Beschluß einer Predigt noch etwas anmerken, das die Zeit desselben betrift. Ich habe oft Prediger gehört, die in der Mitte eines Beweises oder einer warmen Aufmunterung ihre Zuhörer plötzlich mit einem ganz unerwarteten Beschluß überfielen: Allein alles, was so plötzlich abgebrochen wird, ist unangenehm. Andere hingegen fallen in den entgegengesetzten Fehler: Sie wissen nie wo sie aufhören sollen; sie denken nie daran, daß sie lange genug gepredigt haben. Wenn die Zeit, die Materie, die Eintheilung des Vortrags, den Zuhörer das End der Predigt erwarten läßt, so haben sie immer noch etwas zu sagen; sie flattern immer im Cirkel herum, und ermüden dadurch ihre Zuhörer. Diese schlimme Gewohnheit, sie mag jetzt aus Mangel an Einsichten, oder aus einem gewissen heiligen Eifer herrühren, vermeidet auf das sorgfältigste.

Die rechte Zeit eine Predigt zu beschliessen ist

diese: Wenn ihr euern Plan ausgeführt habt: Wenn ihr nichts neues mehr zu sagen wisset; nichts das dem bisher gesagten mehr Gewicht und Nachdruck geben könnte: Wenn ihr alle eure Beweise unter einen Gesichtspunkt gebracht habt: Wenn der Eindruck auf die Zuhörer noch stark, und sein Herz noch warm ist.

Aus diesem Grund dünkt mich die Gewohnheit nicht rathsam, über den gleichen Text verschiedene Predigten zu machen; denn auf diese Weise verliert eine jede etwas von ihrer Schönheit und Erbaulichkeit: Von ihrer Schönheit, weil man nie das Ganze auf einmal übersehen, und die verhältnißmässige Richtigkeit der Theile beurtheilen kann: Von ihrer Erbaulichkeit, weil bey den erstern immer etwas zum Unterricht mangelt, das in den folgenden zuspäth nachgeholt wird. Denn entweder hat der Zuhörer das meiste vergessen, oder sein Gedächtniß wird verwirrt.

Man entschuldigt diese Gewohnheit meistentheils mit dem Reichthume der Materie. Das ließ sich hören, wenn es nur allemal wahr wäre; allein man könnte sich meistentheils entweder engere Gränzen setzen, oder mit wenigern Worten viel mehr sagen. Indessen darf ich eine Gewohnheit nicht geradezu verdammen, die das Beyspiel vieler grosser Männer zu rechtfertigen scheint. Ich will also nur das einzige anmerken: „Daß sie für den

„Leser

„ Leser schicklicher ist, als für den Zuhörer; daß
„ man nur selten und nie mehr als zwo Predig-
„ ten über den gleichen Text halten sollte. „

Wir haber oben bey den Beweisen und den practischen Folgerungen angemerkt, wie ein Prediger seinen Vortrag sowol an die Vernunft, als an die Leidenschaften einrichten müsse. Es ist auch nützlich, ja oft nothwendig, den Ernst und die Strenge der Vernunft, und die Heftigkeit der Leidenschaften durch lebhafte Bilder der Phantasie zu mildern. Allein in einer so ernsthaften Sache sollte man es freylich nur selten und mit Vorsichtigkeit thun. Jungen Predigern muß man es um so viel eher verzeihen, wenn sie dieselben häufiger gebrauchen. Man muß wirklich wünschen, daß sie in ihren jüngern Jahren ein feurige und fruchtbare Einbildungskraft besitzen, damit sie in reifern Jahren, doch ohne Schaden des Hauptstamms, einige Zweige wegzuschneiden haben. Allein für reifere Jahre, und für ernsthaftere Characktere schicken sich diese Freyheiten weniger. Eine, wie mich dünkt, gute Regel, die ich aus einem Werk, das in seiner Gattung ernsthaft ist, geborgt habe, ist folgende:

In dem Trauerspiel, sagen die Kunstrichter, sollte jede Rede, jeder Umstand, jede Zeile mit der Hauptabsicht in Verbindung stehen, und etwas zur Catastrophe beytragen: Es sey allemal ein Fehler,

ler, wenn man die Verwickelung ruhen, und die Bühne leer stehen lasse; und noch vielmehr, wenn man sich von dem Plan entferne. Wenn ihr also den Plan und die Ordnung eurer Predigten festgesetzt habet, so untersuchet alle Perioden derselben, ob sie ordentlich aufeinander folgen? Ob sie den Zuhörer immer näher zur Hauptsache führen? Ob eure Bilder eure Beweise treffender, deutlicher und anschaulicher machen? Oder, ob sie einzig zur Unterhaltung der Zuhörer dienen? In diesem letztern Fall schneidet sie als überflüssige Theile weg. Lasset nichts müssiges und unnöthiges stehen, so schön und artig es auch scheinen möchte. Wenn ihr diese Regel immer beobachtet, so wird eure Einbildungskraft nie zügellos, und eure Zierrathen werden allezeit richtig und männlich seyn.

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung. Von dem Styl, der Aussprach und der Action.

Bisdahin haben wir ausführlich von den Eigenschaften gehandelt, die ein Prediger besitzen muß: Wir haben gezeigt, wie er seine Predigt aufsetzen, seinen Text auswählen, die Materialien sammeln, sie in Ordnung bringen, und wie er seine Predigt eintheilen muß. Wir haben gezeigt, wie er mit seinen Beweisen die Vernunft, mit der Anwendung derselben die Leidenschaften, und mit mässigen Zierrathen die Phantasie beschäftigen müsse. Es bleibt uns also nichts übrig, als einiche Anmerkungen über das Aeusserliche, welches sich mit den Sinnen beschäftigt, nämlich den Styl und die Aussprache, beyzufügen.

Ueber den Styl hab ich wenig mehr zu sagen. Wenn die Gedanken sind, wie sie seyn sollen, so wird auch der Styl deutlich, leicht und ungezwungen werden. Man wird durchaus in demselben Aufrichtigkeit und Ernst, Deutlichkeit und Einfalt bemerken.

Was ich als die vornehmste Vollkommenheit an dem historischen Styl angemerkt habe, läßt sich

ganz eigentlich auf den Predigerstyl anwenden: Er sollte dem Oel ähnlich seyn, das an sich selbst weder einen merklichen Geruch noch Geschmack hat, aber doch andern Dingen einen angenehmen, und lieblichen Geschmack giebt. Er soll nur dazu dienen, die Gedanken an den Tag zu legen und andern mitzutheilen; zu gleicher Zeit aber selbst unbemerkt bleiben; gleich einem hellen Crystall, der die Gegenstände dem Auge so deutlich vorstellt, daß er nicht dazwischen zu stehen scheint.

Man muß also in dem Predigerstyl sorgfältig vermeiden: Auf der einten Seite einen blumenreichen und schwülstigen Styl, harte und schimmernde Ausdrücke, überhäufte und überflüssige Beywörter, mühsam in einandergeschlungene Zwischensätze, und eine unbedeutende, weitläuftige, langweilige Phraseologie. Und auf der andern Seite einen gar zu familiaren Ton, allzuweitläuftige Zergliederungen, eine gar zu grosse Pünktlichkeit, und umständliche Gemählde von wenig bedeutenden Auftritten in dem häuslichen oder Privatleben. Dieses hat manche sonst redlich gesinnte Prediger auf grobe, niedrige, unanständige Begriffe und Ausdrücke gebracht, und sie dadurch anstößig oder lächerlich gemacht.

Der Figuren bedient Euch sehr sparsam; es ist zuviel Kunst dabey, und sie schaden der Deutlichkeit. Die Hyperbel und Prosopopöie gebraucht am aller-

wenigsten; denn sie haben ein gar zu poetisches Ansehn. Die Apostrophen unterbrechen, wenn sie oft vorkommen, die Aufmerksamkeit, und mißfallen auch darum, weil es das Ansehen hat, als ob sich der Prediger von seinen Zuhörern entferne, und sie auf eine Zeitlang vergesse. Eben so sehr müßt ihr Euch hüten vor einer gar zu studirten Harmonie; vor Sentenzen die in Gegensätzen gegeneinander abgewogen sind; vor gar zu runden Perioden und gleichsam abgemessenen Cadenzen; vor einer abgebrochenen rohen Kürze; häufigen Fragen; unangenehmen Versetzungen; veralterten und ungewöhnlichen Ausdrücken; so auch vor neugeschaffenen Wörtern, sie mögen nun aus Verachtung des gewöhnlichen Styls entstehen, oder in der immer beschäftigten Münzwerkstätte der Eitelkeit und Neuerungssucht geprägt seyn. Das alles schadet jener natürlichen Einfalt, welche die Vollkommenheit einer guten Predigt ausmacht.

Endlich geh ich zu dem letzten Artickel, nämlich zu der Aussprache fort: In Absicht auf diese wird ein Prediger aus der lebendigen Stimme, und aus dem Rath eines vernünftigen Freundes oder Lehrers, dem er seine Predigten vorsagt, weit mehr Nutzen schöpfen können, als aus ganzen Bänden von Regeln die im Studirzimmer geschrieben sind; denn die letztern werden einen Prediger in dieser Absicht eben so wenig vollkom-

men machen, als das fleissigste Lesen über die Theorie der Musick jemand in den Stand setzen wird, ein Instrument gut zu spielen: Dazu wird Uebung und Erfahrung erfodert. Auf gleiche Weise ist eine gute Aussprache nur die Frucht wiederholter Prüfungen und einer langen Erfahrung. Die Regeln lehren uns die Theorie derselben kennen, aber zur Fertigkeit in einer guten Aussprache helfen sie uns nicht viel; sie können nur Kunstrichter über die Aussprache, nicht aber gute Redner bilden. Allein damit ich meine Abhandlung nicht unvollständig lasse, so will ich diesen Punkt doch nicht ganz übergehen.

Die Aussprache fasset zwey Dinge in sich: Die Aussprache im eigentlichen Verstand, und die Action oder die Gebehrdung. Ich will über beyde einige Anmerkungen machen.

Was die Aussprache betrift, so hat man dabey auf zwey Dinge Achtung zu geben: Auf die Stimme, und auf die Regierung derselben. Die Stimme selbst ist eine Gabe der Natur; und da ist freylich zu wünschen, daß ein Prediger eine vernehmliche, starke und harmonische Stimme habe, und daß er, wenn es ihm daran fehlt, durch Fleiß und Uebung diesen Fehler zu verbessern trachte, so gut er kann.

Was die Regierung der Stimme betrift, so verdient diese um so viel mehr Aufmerksamkeit,

weil sie in unserer Gewalt steht. In dieser Absicht will ich Euch einige Beobachtungen, die mir oft wichtig und nützlich vorgekommen sind, vorlegen. Wenigstens können sie jungen Predigern zu einer Anleitung dienen, darüber weiter nachzudenken.

Jede Kunst hat ihren Ursprung in der Natur, und ist auf dieselbe gegründet; alle Künste sind durch die Nachahmung der Natur nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gelanget; und die Regeln einer jeden Kunst sind nichts anders als das Resultat von einer Menge Beobachtungen, welche scharfsinnige und erfahrne Männer über die Wirkungen und den Lauf der Natur angestellt haben. Es ist daher keine richtigere Methode, die eigentliche Vollkommenheit einer Kunst zu beurtheilen, als wenn man sie auf die Natur, ihre eigentliche Quelle, zurückführt; wenn man von da wieder umkehrt, und derselben bis zu ihrem höchsten Ziele nachspürt. So wird man sehen, wie alles vom Anfang bis zum Ende mit dem Original zusammenhängt; man wird leicht entdecken was gut und was verdorben ist, wie viel fremdes die Phantasie, die Vorurtheile oder die Unwissenheit hinzugethan haben. Wendet nun dieses bey euern Predigten an.

Wollet ihr wissen, was für eine Aussprache sich zu euern Predigten am besten schicke? Folget bey dieser Untersuchung nur der einfältigen Natur;

sehet, was sie Euch in dieser Absicht lehre, und dann macht daraus den Schluß auf die Kunst, die ihr lernen wollt. Auf diese Weise werdet ihr ein richtiges Urtheil hierinfalls fällen können.

Gebt z. B. auf die einfältigste Art der Aussprache Achtung: Wenn zwo Personen sich miteinander über eine gleichgültige Sache unterreden, so ist ihre Stimme vertraulich, sanft und gesetzt. Aber laßt die Unterredung auf eine Streitsache fallen; sofort erhebt sich die Stimme, die Worte werden mit weit grössern Nachdruck ausgesprochen; je mehr die Hitze des Streits zunimmt, desto geläufiger wird die Zunge, und das Gespräch verliert sein voriges stilles und geruhiges Wesen gänzlich. Laßt jetzt die gleichen Personen auf einen grössern Schauplatz treten; laßt sie vor einer grössern Anzahl Menschen, vor einer ganzen Familie, vor einer grossen Gesellschaft über die gleiche Angelegenheit reden, so wird die Nothwendigkeit wegen der grössern Anzahl der Zuhörer die Stimme zu erheben schon wieder einige Abänderungen verursachen; der Accent wird viel stärker, der Nachdruck merklicher, und die Worte strömen weit schneller hervor.

Ich will mich noch deutlicher erklären. Ihr habt ganz gewiß auch schon jemand in einer Gesellschaft von zwölf oder mehrern Personen eine Begebenheit erzählen gehört, die viele Umstände

enthielt, folglich von einer gewissen Länge und Mannigfaltigkeit war, und wegen ihres Innhalts die Zuhörer interessirte: Ihr könnt hier alle vorher bemeldten Verschiedenheiten bemerken: Aber die Umstände machen sie noch merklicher; die Materie selbst hat mehr Verschiedenheit; sie macht daher auch einen stärkern Eindruck auf die Zuhörer, und dieser kehrt auf den Redner, gleich den zurückprallenden Lichtstralen, zurück, und setzt ihn noch mehr ins Feuer. Die Natur selbst lehrt diese ungekünstelte Töne; die Stimme wird vertraulich, leise, sanft, geschwind, scharf, laut, heftig, je nachdem es die Umstände erfodern; und der Zuhörer wird gleichsam sympathetisch.

Gehet nur noch einen Schritt weiter, so werdet ihr auf eure Predigeraussprache kommen. Versetzt in eurer Einbildung diesen Mann in eine Kirche: Laßt ihn da vor einer zahlreichen Versammlung Wahrheiten von der äussersten Wichtigkeit vortragen; laßt ihn erklären, beweisen, aufmuntern, vermahnen, erschrecken, ewige Belohnungen und Strafen vorhalten: Die Aussprache wird auch da überhaupt die gleiche seyn. Es ist wahr, er wird seine Stimme destomehr erheben, weil die Anzahl seiner Zuhörer grösser ist; alles wird in einem gewissen Grad steigen; es wird in seiner Stimme mehr Stärke, mehr Feuer, mehr Leidenschaft, mehr hinreissendes und mehr abwechselndes seyn:

Allein

Allein im Ganzen bleiben die Aussprache, die Abwechslungen und der Nachdruck der Stimme immer dieselben; es ist die gleiche Natur, die in allen diesen verschiedenen Graden wirkt, sowol in dem sanften ruhigen Ton eines vertraulichen Gespräches, als bey dem hinreissenden Strom einer ausgebarbeiteten Declamation.

Mich dünkt, wenn man auf diese Beobachtungen wohl Achtung gäbe, so könnte man sich vor den wichtigsten Fehlern verwahren, die täglich bey öffentlichen Vorträgen, insonderheit auf der Kanzel begangen werden. Einer der grösten ist meines Erachtens dieser:

Es giebt Prediger, die sich einbilden, sie dürfen, wenn sie die Kanzel besteigen, nun nicht mehr in der gewöhnlichen Sprache des gemeinen Lebens reden: Sie nehmen daher mit ihrer neuen Stellung auch einen ganz neuen Charackter an; sie geben sich ein stattliches, feyerliches und prächtiges Ansehen, und ihre Sprache, ihr Ton, ihre Cadenzen, alles wird affectirt. Kurz, sie nehmen eine fehlerhafte Manier in der Kunst an.

Gehet also der Natur Schritt vor Schritt nach. Haltet Euch an ihre Weise, beobachtet ihre Töne, und erhöhet und verändert eure Stimme nur nach Beschaffenheit der Sache, und nach der Menge eurer Zuhörer. Auf diese Weise allein könnt ihr es gut machen; jede Abweichung hievon ist fehlerhaft.

Die verschiedenen Regungen des Herzens haben alle ihre besondere und eigene Art des Ausdrucks in der äusserlichen Stellung des Leibes, vorzüglich aber in den Gesichtszügen. Insonderheit äussern sich die Leidenschaften durch sehr kenntliche Züge, ihre Sprache ist allgemein, und wird von allen Menschen verstanden. So hat auch jede Leidenschaft einen eigenen Ton der Stimme: Oft drüken sie sich in unartikulirten Tönen aus. Ein blosser Schrey, eine Exclamation, eine Interjection verrathen die Bewegung, die denselben Augenblick im Herzen herrschet. In der artikulirten Sprache sind diese Töne weit mehr verschieden, und das Ohr ist so künstlich gebildet, daß es alle auch die kleinsten Verschiedenheiten auffängt, und jede Schattirung, wenn ich so reden darf, bey dieser bewundernswürdigen Verschiedenheit getreulich in die Seele überträgt.

Wenn ihr also diese festgesetzte Ordnung der Natur zu verändern sucht; wenn ihr davon abgeht; wenn ihr für diese Empfindungen und Leidenschaften neue Töne schaffen wollt, was richtet ihr damit aus? Ihr verwirret nur eure Zuhörer; ihre Ohren verstehen diese Sprache nicht; sie dringt nicht zum Herzen; sie ist anstössig, und wenn es noch gut geht, so habt ihr in den Wind geredet. Das sollten junge Prediger bey Zeiten überlegen, und sich, wie es nur gar zu oft ge-

schiehet,

schiebet, nie vorstellen, sie müssen unmittelbar so bald sie die Kanzel betreten ganz neue Personen vorstellen, die gleichsam nicht weiter innert die Gränzen der Natur gehören.

Den gleichen Fehler können wir auch auf unserm Theater bemerken. Es giebt Schauspieler, die ihre comischen Rollen recht gut spielen; aber in dem Trauerspiel nehmen sie eine ganz neue Stimme an; ihre Cadenzen, der Nachdruck, die Töne sind da gänzlich abgeändert; sie werden übertrieben, ausgelassen, schwülstig: Das kömmt daher; sie wissen überhaupt, daß man zwischen comischen und tragischen Vorstellungen einen Unterschied machen muß; aber das sehen sie nicht ein, was beyde miteinander gemein haben: Sie gehen also zuweit, und ihre Action wird gezwungen, falsch und anstössig.

Es ist wohl der Mühe werth, den Ursprung des Ansehens, das sich manche Prediger geben wollen, und dieser affectirten Feyerlichkeit, oder wie man es nennen will, genauer zu untersuchen, damit ihr Euch desto besser davor hüten könnt. Dieser Fehler rührt meines Erachtens meistens daher:

Diejenigen, die den Unterricht der Kinder in ihrer frühen Jugend über sich nehmen, lehren sie oft in einem unnatürlichen Tone lesen. Gebt darauf Achtung, wenn eben dieselben Kinder re-

den, und wenn sie lesen; ihre Stimme ist überall verschieden: Wenn sie lesen, so gehen sie in einem einförmigen unveränderten Tone fort, der ihnen selbst anfänglich sehr beschwerlich, und dem Zuhörer unerträglich ist. Wenn schon nachher bey vielen durch Uebung und den Umgang sich dieses eintönige Wesen vermindert, so werden sie doch selten diesen Fehler ganz ablegen; und sehr wenige werden mit der Leichtigkeit und der natürlichen Verschiedenheit der Stimme lesen, mit deren sie im gemeinen Umgang reden. Da nun bey uns die Gewohnheit fast allgemein eingeführt ist, die Predigten zu lesen, so bemerkt man diesen angewöhnten Fehler auch da sehr stark; und wir fallen oft in diesen unnatürlichen und unangenehmen Ton.

Das Beyspiel unserer dissentirenden Geistlichen, die aus dem Stegreife predigen, bestätigt die Richtigkeit des angeführten Grundes noch mehr: Sie haben nichts von dem steifen einförmigen Ton, den man beym Lesen der Predigten bemerket. Diese Anmerkung zeigt uns auch einen beträchtlichen Vortheil von der alten Methode, aus dem Stegreife zu predigen. Der Prediger sagte da seine Sachen ohne Kunst her; er drückte die Empfindungen seines Herzens, wie in einer andern Gesellschaft, auf die gleiche einfältige, ungekünstelte, aber immer am meisten überredende

Weise

Weise aus, und goß so die Empfindungen seines Herzens mit allem ihrem Feuer und Stärke in die Herzen seiner Zuhörer.

Allein, damit ich unpartheyisch urtheile, so muß ich zugleich bemerken, daß unsere Methode, die Predigten zu lesen, auch ihre Vortheile habe. Studirte Predigten werden allemal mehr ausgearbeitet; die Gründe besser abgewogen; der Unterricht wird gründlicher; die Glaubens- und Sittenlehren werden vollständiger abgehandelt, und, welches das wichtigste ist, sie haben mehr Ordnung und Methode: So daß es, wenn man die Vortheile und Unbequemlichkeiten auf allen Seiten gegeneinander abwiegt, nicht so leicht ist zu entscheiden, welche von beyden Methoden den Vorzug verdiene. Indessen gehört das auch nicht zu meiner Hauptabsicht. Da wir nun einmal bey uns die Gewohnheit, die Predigten zu lesen, eingeführt haben, so ist es besser, wir suchen diese Methode zur Vollkommenheit zu bringen, als daß wir eine andere Methode bewundern, oder uns über ihren Verlust kränken. So viel lehrt uns die Vergleichung: Aus dem Stegreif gehaltene Predigten sind, wenn sie der Regelmässigkeit in der Ausarbeitung und der Reinigkeit des Styls in einer studirten Predigt sehr nahe kommen, ohne anders die besten. Und unter den studirten Predigten verdienen ohne Zweifel die den Vorzug,

welche jenen an Leichtigkeit und Faßlichkeit gleich kommen, und die man eben so fliessend und ungekünstelt feurig vorliest, als jene hergesagt werden.

Am wenigsten gefällt mir die Methode, deren man in ausländischen Kirchen sich bedient, nämlich ausgearbeitete Predigten auswendig herzusagen. Sie hat eben die Unbequemlichkeiten, die mit dem Lesen der Predigten verbunden sind; und überdieß wird die Lebhaftigkeit des Vortrags durch die Furcht, etwas zu vergessen, oder am unrechten Ort zu sagen, sehr gehindert; zu dem kömmt noch, daß man viel Zeit und Arbeit damit verderben muß, sein Gedächtniß mit einer solchen Menge von Worten zu überladen.

Meines Bedünkens ist dieses in den meisten Umständen die beste Methode: Wenn man sich mit seiner Predigt so vollkommen bekannt macht, daß man sie fast ganz hersagen kann, und nur selten seine Zuflucht zum Papeir nehmen muß. Dadurch setzt ihr Euch nach und nach in den Stand die Genauigkeit einer ausgearbeiteten Predigt mit dem lebhaften Vortrag einer unstudirten zu verbinden.

Ich ziehe aus den gemachten Anmerkungen folgenden Schluß: „Wir sollten uns bemühen, diejenige Aussprache zu erwerben, die derjenigen „am nächsten kömmt, deren sich ein weiser und „ernsthafter Mann, der eine natürliche Beredsamkeit

„ samkeit besitzt, bedienet, wenn er über wichtige „ und ernsthafte Materien redet.„

Allein es ist leichter, gewisse Sachen zu verstehen, als sie mit Worten auszudrücken. Doch, wenn ich mich auf die Erklärung besonderer Regeln einlassen müßte, so würd ich dieses zur Hauptregel machen: „ Studirt die Verschiedenheit der „ Aussprache:„ Dieß ist die grosse Lehre der Natur. Beobachtet sie also bey jungen Leuten, bey ungelehrten, bey Menschen die von Leidenschaften hingerissen sind; allemal wird der Accent, der Ton und der Nachdruck abändern. Allein vergesset bey dieser Abänderung der Stimme niemals, den Anstand zu beobachten. Hütet Euch vor allem Uebertriebnen; sonst mißfällt auch diese Abwechselung der Stimme: Ihr werdet das schon oft in dem gemeinen Umgang bemerkt haben, wo die einten wegen ihrer rohen, die andern wegen ihrer lermenden, und noch andere wegen ihrer schwachen und schläfrigen Stimme unangenehm werden.

Es erhellet aus tausend Beyspielen, daß bey uns, wo man die Predigten lieset, die Monotonie der gemeinste Fehler ist. Durch die ganze halbe Stunde, denn so lange predigen wir meistens, verändern wir die Stimme nie, als etwa am Ende eines Perioden, um wieder Athem zu schöpfen; aber da ist immer die gleiche Pause; und dieses oft wiederholte periodische Steigen und

Fallen

Fallen hat dann gewöhnlich eben die Wirkung, wie das Säuseln des Windes, oder das Rauschen eines Wasserfalls; es schläfert die Zuhörer ganz sanft ein.

Der Fehler, welcher der Monotonie entgegengesetzt ist, und den ich mit keinem bestimmten Ausdruk zu bezeichnen weiß, ist bey uns selten; aber bey den Schwärmeren derer verschiedenen Seckten hingegen sehr gemein: Sie fallen nämlich gewöhnlich gewaltsamer Weise von einem äussersten End in das andere, und steigen mit Einem Mal von dem tiefsten bis auf den höchsten Ton. Auf diese Weise suchen sie, ohne auf die Materie zu achten, unter abwechselndem Flispern und lautem Geschrey, nur durch diese plötzlichen Abwechselungen der Stimme ihre Zuhörer zu erwecken, zu rühren und in Erstaunen zu setzen. Indessen macht doch diese Methode, so lächerlich und anstössig sie einem vernünftigen Zuhörer vorkömmt, mehr Eindruck auf den grossen Haufen, als jener kalte und eintönige Vortrag: Dieser ist unnatürlich; der andere hingegen hat doch, so verkehrt er ist, seinen Grund in der Natur, der einzigen Quelle alles Wahren und Schönen. Wenn man es also gar zu gut machen will, so kann es doch dem grossen Haufen gut und schön vorkommen; aber wenn man es gar zu schlecht macht, so hat es nicht die gleiche Wirkung, sondern es mißfällt jedermann.

So sehr also die Abwechselung nothwendig ist, so muß man doch darin eine gewisse Ordnung beobachten. Wechselt immer im Ton ab, das ist das Leben der Aussprache; aber thut es aus Gründen, nicht um der Abwechselung sondern um der Natur der Sache willen. In grossen öffentlichen Versammlungen z. B. muß man die Stimme auf einen gewissen Grad erheben, sonst wird man nicht durchgehends verstanden; und also gehet die Erbauung für einen Theil der Zuhörer verloren. Allein über einen gewissen Grad muß man seine Stimme auch nicht erheben; sonst wird sie gezwungen, für den Zuhörer unangenehm, und dem Prediger selbst ist sie mühsam und oft gefährlich. Zu dem allem kömmt noch, daß man den Prediger, wenn er den Ton seiner Stimme überspannt, nicht versteht; denn sobald die Stimme ihre natürlichen Gränzen überschritten hat, wird sie undeutlich und unarticulirt.

Wer ein gutes Gehör hat, wird diese Gränzen leicht entdecken, und also lernen können wie weit er steigen dörfe; er kann z. Ex. aus dem Zurückprallen des Tons, der einmal die Kirche erfüllt hat, bald schliessen, was er zu thun habe; oder, wenn das noch nicht hinlänglich ist, aus den Augen und den Stellungen seiner Zuhörer.

Wenn ein Prediger einmal den rechten Ton getroffen hat, so soll er sorgfältig dabey bleiben,

und denselben nur nach Beschaffenheit der Sache, die er vorträgt, abwechseln: Denn man betriegt sich ganz gewiß, wenn man glaubt, je mehr man seine Stimme erhebe, desto besser werde man auch verstanden; die Töne werden wohl weiter ausgebreitet, aber das meiste wird verschlungen, übel articulirt; und so geht ein Theil von dem Verstand der Worte verloren.

Ein Prediger sollte, wenn es möglich ist, seine Stimme nie mehr erheben, als es ohne starke Anstrengung seiner Brust geschehen kann: Denn wenn er mit vieler Mühe redet, so macht er auch seinem Zuhörer Mühe. Ich weiß von dieser Regel keine Ausnahm zu machen, als bey sehr jungen Predigern; diese sollte man aufmuntern, ihre Stimme, so weit sie es mit Sicherheit thun können, zu erheben; weil sie in einem Alter sind, wo sie durch Uebung ihre Stimme stärken und vervollkommnen sollen.

Ein anderer Fehler in der Aussprache ist, wenn man allemal gegen das End einer jeden Periode mit der Stimme fällt, und sie mit dem Anfang eines neuen wieder erhebt: Durch diese periodischen Cadenzen gewöhnt man sich an den gewöhnlichen singenden Ton, der so unangenehm ist.

Ich kenne auch einige sonst einsichtsvolle Prediger, die sich mit Fleiß zu einem vertraulichen, ja oft gar zu einem gewissen comischen Unterre-

dungs-

dungston herabgelassen haben; mit wie viel gutem Erfolg will ich jetzt nicht untersuchen: Allein meines Bedünkens wagt man dabey zu viel; man verliert gar zu leicht, indem man seinen Zuhörern Vergnügen machen will, die gehörige Würde, und fällt in einen leichtsinnigen Ton, der auf der Kanzel unanständig und unverzeihlich ist.

Noch eine Anmerkung über diese Materie darf ich nicht vergessen. Die Menschen sind überhaupt sehr geneigt, auch solche Dinge durch die Kunst zu vervollkommnen, die man gänzlich der Natur und dem Genie überlassen sollte. Dieser Ehrgeitz äussert sich bey allen Anlässen, bey grossen und kleinen Unternehmungen; von dem grossen Descartes an, der sich nach Gesetzen von seiner eigenen Erfindung eine Welt schuf, bis auf jenen scharfsinnigen Künstler, der zum Versemachen mechanische Tafeln erfand.

So haben auch einige gelehrte Männer eine Methode zu erfinden gesucht (die ich mit Grund ebenfalls mechanisch nennen darf) jederman eine richtige Aussprache beyzubringen und ihm solche zu erleichtern: Sie zeichneten nämlich die Töne, die man auf jedes Wort, ja sogar auf jede Sylbe in einer Rede legen sollte, so wie man die Verschiedenheit der Töne in musicalischen Compositionen mit Noten zeichnet. Auf diese Weise sollte dann jedermann eine richtige Aussprache lernen können,

können, ohne die Sache selbst zu verstehen; so wie man durch Hülfe musikalischer Zeichen ein Lied singen kann, das man durchaus nicht versteht. Sie behaupten sogar, schon die Alten haben diese schätzbare Kunst verstanden und fleissig ausgeübt: (*) Wenn dieses letztere wahr wäre, so hätten gedachte Männer einen starken Beweis für sich; und die Erfindung verdiente in der That eine genauere Untersuchung.

Es kömmt also erstlich darauf an, ob es historisch wahr sey, daß man in Griechenland und Rom diese Kunst getrieben habe? Cicero, der doch über die Beredsamkeit ziemlich vollständig geschrieben hat, und Quintilian insonderheit, der sich hierüber in die genauesten Zergliederungen eingelassen, gedenken solcher Kunst mit keinem Wort; und dieß ist ein starker Vermuthungsgrund gegen das Daseyn derselben. Die Stellen, die man zum Beweise anführt, sind bey weitem nicht so deutlich und unzweifelhaft, als sie in einer solchen Sache seyn sollten; und es würde nicht schwer seyn, zu zeigen, daß man sie mit grösserer Wahrscheinlichkeit ganz anderst erklären könne. Wenigstens reichen diese Gründe bey weitem nicht hin, eine Sache zu glauben, die ihrer Natur nach so wunderbar ist.

Ich

(*) Reflexions sur la Poesie, la Peinture & la Musique. T. III.

Ich darf diese Methode wohl wunderbar nennen, zumal man die Möglichkeit dieser Kunst aus sehr wahrscheinlichen und vernünftigen Gründen in Zweifel ziehen kann.

Die musicalischen Töne gehen, wie jedermann weiß, in regelmässig bestimmten Graden und Verhältnissen fort; darum können wir uns dieselben durch bestimmte Zeichen vorstellen, und diese Kenntniß auch andern mittheilen; allein in der Aussprache haben die Töne keine bestimmte und von jedermann angenommene Verhältnisse, sondern sie sind unbestimmt; die Verschiedenheit der Graden ist unzählbar, so daß sie, nach dem Urtheil der größten Kenner der Musick, durch kein musicalisches Instrument ausgedrückt werden können. Wie will man sie denn bezeichnen, und andern diese Zeichen begreiflich machen?

Allein, was auch die Alten hierüber immer gedacht haben mögen, ob diese Kunst wirklich existirt habe, oder möglich sey? Das will ich jetzt nicht untersuchen: Aber das behaupte ich, daß diese Methode, wenn man sie auf die Kanzelberedsamkeit anwenden wollte, chimärisch ist.

Gesetzt, man könnte die Töne eines jeden Worts in einer Predigt bezeichnen, wie man in der Musick jeden Ton bezeichnen kann, wem will man damit einen Dienst erweisen? Dem jungen, unerfahrnen Prediger, damit er auf eine mechani-

sche Weise eine richtige Aussprache lerne? Allein einerseits braucht es gewiß schon sehr viel Arbeit, diese Zeichen alle nur kennen zu lernen; und anderseits wird noch viel mehr Arbeit, die Arbeit eines ganzen Lebens, dazu erfodert, beym ersten Anblick, und mit Fertigkeit den wahren Gehalt jedes Zeichens bestimmt zu treffen. Und wozu dient denn diese Methode? Sinkt nicht das Gebäude unter seiner eignen Last ein? Man will mit dieser Kunst jungen unerfahrnen Leuten nützlich seyn; und wenn diese Kunst je nützlich ist, so kann sie es ihnen erst in ihrem hohen Alter werden.

Gesetzt aber, man würde wirklich aus dieser Kunst Vortheil ziehen, wird denn auch die Mühe, die man sich damit gegeben hat, belohnt? Ein Prediger des Evangeliums hat gewiß mit der weit wichtigern Erwerbung theologischer und philosophischer Kenntnisse so viel zu schaffen, daß er keine Zeit hat, allein um der Aussprache willen eine so unermeßliche Arbeit über sich zu nehmen.

Gesetzt endlich, diese Einwürfe seyn alle unbegründet, diese Methode sey möglich, es werde nicht so viel Zeit und Mühe dazu erfodert, so frag ich, was soll man denn aus solchen Zeichen oder Noten lernen? Den eigentlichen Zeitpunkt, die Stimme steigen oder fallen zu lassen, den Nachdruck, die Cadenzen? Ist denn dieß das wichtigste in einer Predigt? Nein! Nur dann, wenn

der

der Redner mit der Abwechselung der Stimme warme, ernsthafte, hinreissende Empfindungen verbindet, ist seine Aussprache vollkommen; nur dann hat sie auf die Herzen seiner Zuhörer einen mächtigen Einfluß. So kann auch bey der unendlichen Verschiedenheit der Töne, wenn nur ein einziger verfehlt wird, der Sinn einer ganzen Stelle verloren gehn, und daraus viel Verwirrung entstehen. Wird aber wohl ein unwissender, der nicht einmal den Sinn der Worte versteht, eine so schwere und verwickelte Kunst begreifen lernen? Oder gesetzt, er lerne sie verstehen, wird er um deswillen ein guter Redner werden? Müssen nicht seine Gesichtszüge, seine Gebehrden, seine ganze Person, mit der Rede übereinstimmen? Davon hängt eigentlich das Stillschweigen, die Aufmerksamkeit und die Sympathie der Zuhörer ab; ohne das ist die pünktliche Richtigkeit des Tons eine unnütze Sache: Die Worte sind Werkzeuge, aber nur die Seele kann auf die Seele wirken; und diese ist in dem ganzen Menschen verbreitet. Mittheilt also euern Zuhörern immerhin regelmässig verschiedene Töne, sollten sie wol dadurch gebessert werden? Werden ihnen eure Noten Feuer, Lebhaftigkeit, Kenntnisse beybringen? Werden sie auf die Seele Einfluß haben.

Laßt euch also nicht durch dergleichen erkünstelte, phantastische Projeckte irre machen, sondern be-

folgt unsern ersten Plan: „Beobachtet die Natur „mit aufmerksamem Aug; folget ihrer Spur im „einfachen und zusammengesetzten; bleibet ihr so „getreu als möglich, und gebt immer auf die „Umstände, die Materie, den Ort, und die Zuhörer genaue Achtung.„

Das zweyte, das zur Aussprache gehört, ist die Action oder die Gebehrdung im Reden. Cicero und Quintilian haben darüber so viel gesagt, daß man schwerlich etwas hinzuthun kann. Sie sagen, ein Redner müsse nicht wie ein lebloses unempfindliches Geschöpf ganz still und unbeweglich dastehn: Er müsse sich aber auch nicht auf eine unanständige Weise allzustark bewegen: Er müsse nicht träger Weise sich allenthalben anlehnen, damit seine Zuhörer nicht daraus schliessen, er sey über die Sache selbst gleichgültig, oder er habe für sie wenig Achtung: Er müsse keine ausschweifende theatralische Bewegungen machen: Er müsse alle Grimacen und Verzerrung der Glieder vermeiden: Sie lehren ihn, wie er seinen Kopf halten, seine Augen bewegen, und insonderheit, wie er seine Hände regieren müsse: Er müsse sie nämlich nicht zu stark herumwerfen, nicht zu hoch halten, noch sie nachlässig hängen lassen. Vorzüglich empfiehlt Cicero einem Redner die Bescheidenheit: Eine Tugend, ohne welche man seiner Meynung nach nie ein grosser Redner werden kann.

kann. Daher sagt er in der Person des Crassus, was von ihm selber wahr war: Er habe nie ohne Furcht und Zittern die Rednerbühne bestiegen. Sie geben auch noch andere Regeln, die ich aber nicht anführen will, weil ihr mit mehrerm Nutzen das Original selbst zu Rath ziehen könnt.

Ueberhaupt dürfen wir über alle die Action betrefenden Regeln die Anmerkung machen, daß sie uns nicht so fast diese Kunst gut ausüben lehren, als aber uns vor Fehlern warnen. Der Rath und die Beobachtungen eines erfahrnen Freundes helfen also hierin weit mehr, als die besten Regeln. Bedienet Euch also dieses Mittels, so oft ihr könnt.

Ich will hierüber nur noch eine allgemeine Anmerkung machen, welche wir, wenn wir sie recht verstehen und nie aus der Acht lassen, sehr leicht auf alle Fälle anwenden können: Und ich müßte mich sehr irren, wenn man seinen Zweck dadurch nicht besser, als durch die angeführten und andere Regeln erreichen könnte. Diese Anmerkung bestehet darin:

Die Natur drückt, wie wir wissen, jede Empfindung und Leidenschaft durch eigene Gesichtszüge aus. Sie hat ferner, wie wir eben gesehen haben, für eine jede derselben eigene Töne: Allein nicht nur das, sondern sie hat auch für jede Leidenschaft eigene Gebehrden und Bewegungen des Körpers. Furcht, Liebe, Haß, Bewunde-

rung, Erstaunen, drücken sich durch unfreywillige Veränderungen in den Lineamenten, in der Stellung des Leibs, in den Bewegungen seiner verschiedenen Theile, des Kopfes, der Augen, und insonderheit der Hände nicht weniger deutlich aus, als durch den verschiedenen Ton der Stimme. Und eben darum, weil diese Ausdrücke so gleichförmig und allgemein sind, ist allemal, wenn man über etwas wichtiges redet, ein gewisser Grad der Action nothwendig; weil man sie in dergleichen Fällen natürlicher Weise erwartet, und folglich, wenn sie mangelt, nicht zufrieden ist. Denn der Zuhörer denkt in dem Fall, die Sache gehe Euch selbst nicht zu Herzen, und versagt Euch seine Aufmerksamkeit und sein Zutrauen.

Allein die Action hat doch nach der Verschiedenheit der Sitten und Gewohnheiten nicht allemal so viel Einfluß, als der Ton der Stimme. Z. Ex. die Einwohner der wärmern Himmelsstriche wollen eine stärkere Action haben, als die in den kältern; und unsere Nachbarn auf dem festen Land sehen mehr darauf, als wir. Hierauf sollte ein Prediger sorgfältig Achtung geben; denn allgemein eingeführte Gewohnheiten und die Natur gelten fast gleich viel. Bey uns fodert man nicht so viel Abwechselung in der Action als in der Aussprache, die in der That wichtiger ist. Indessen muß man jene keineswegs vernachlässigen.

Noch

Noch eins muß ich anmerken: Wenn man sich gar zu ängstlich an die Regeln der Action bindet, wenn man bey jedem Periode, oder gar bey einem jeden Glied desselben über die Action studirt und probirt, so ist das, so sehr es auch von vielen empfohlen wird, meines Erachtens mehr schädlich als nützlich. Denn wenn man sich damit so viel Mühe geben, und meistens nur an das denken muß, so wird die Aufmerksamkeit zerstreut, und der Vortrag selbst weit mühsamer gemacht: Und sehr leicht kann es geschehen, daß man wegen dieser getheilten Sorgfalt nicht nur in der Aussprache fehlt, sondern auch in der Action affectirt wird.

Meines Bedünkens ist dieses die sicherste Regel; Wenn ihr Euch allgemeine Kenntnisse von dem, was in der Action angenehm und unangenehm, anständig oder unanständig ist, erworben habt, so macht Euch eure Predigt und die rechte Aussprache derselben recht geläufig; und dann überlaßt die Action der Natur, sie wird euch nicht verlassen, sondern eure Empfindungen und Worte mit Gebehrden begleiten die damit übereinstimmen.

Eine einzige Einschränkung muß ich hinzuthun: Es giebt viele, die sich schon in ihrer Jugend ungeschickte und unangenehme Gebehrden angewöhnen, welche unvermerkt zu Fertigkeiten werden. Man muß also darüber ungemein sorgfältig seyn, und einen vernünftigen Freund und Ken-

ner zu Rathe ziehn: Wenn man einen solchen Fehler entdeckt, so muß man auf denselben vorzüglich und so lange aufmerksam seyn, bis man sich solchen gänzlich abgewöhnt hat.

Ich will alles, was die Action betrift, in diese kurze Regel zusammenfassen: „Die Action ist Euch „unentbehrlich: Die Natur und die Wahrheit „fodern sie: Richtet Euch darin nach den Ge„wohnheiten eurer Zuhörer, das ist für Euch „auch Natur: Macht aus der Action nie euer „Hauptgeschäft. Hütet Euch nur vor schlimmen „Angewohnheiten: Nehmt eure Muster nicht vom „Theater; denn sie schicken sich nicht auf die „Kanzel: Beobachtet in eurer Action die Mit„telstrasse. Zu viel Action ist in unserm Clima „ein anstössiger Fehler, zu wenig ist nur eine „Unvollkommenheit.„

Allein das wichtigste, womit ich diese Vorlesung beschliessen will, ist dieses: Ein Prediger des Evangeliums muß sich alle Mühe geben, sich bey seinen Zuhörern in Credit und Ansehen zu setzen Freylich darf man nicht erwarten, daß ein Prediger in allen den verschiedenen Stücken von denen wir geredet haben, in der Gründlichkeit, Deutlichkeit, Zierlichkeit, Methode u. s. f. es zur Vollkommenheit bringen werde; und der grosse Haufe der Zuhörer ist auch nicht im Stand, hierüber zu urtheilen: Aber wenn ihr bey euern Zuhöreren im Credit stehet, so werdet ihr dadurch manches reich-

lich

lich ersetzen, das Euch an jenen Stücken abgeht. Sie werden alles, was ihr ihnen sagt, auf der besten Seite ansehen; die Fehler werden ihnen unbeträchtlich, und das Gute doppelt gut vorkommen: Das wird euerm Styl Geist und Leben, euern Gründen Stärke, und euerm Unterricht Nachdruck geben. Das wird Euch Liebe und Hochachtung erwerben; ihr werdet also nützlich seyn und zu allgemeinem Segen arbeiten.

„ Allein, wie können wir uns diesen so schätz„ baren Credit erwerben?„ Dadurch, wenn ihr Euch das bisher gesagte recht wichtig seyn lasset. Wenn ihr eure Zuhörer überzeugt, daß ihr hinlängliche Einsichten besitzet, daß ihr ein redliches Herz habet, und in euerm Beruf fleissig seyt: Wenn ihr Euch bey euern Predigten keine Arbeit reuen laßt: Wenn ihr in der Wahl eurer Materien sorgfältig, in euerm Plan deutlich, in euern Beweisen gründlich, und in der Erregung der Leidenschaften und dem Gebrauch der Bilder mässig seyt; Wenn euer Styl durchaus verständlich, fliessend und kurz: Wenn euer Vortrag natürlich, abwechselnd und lebhaft ist.

Wenn ihr endlich, welches das wichtigste ist, mit euern Predigten Gutes stiften, und euern Credit behalten wollt, so sehet nur zu, daß euer Leben mit euerer Lehre übereinstimme: Daß ihr so selbst beschaffen seyt, wie ihr andere gerne haben möchtet!

Drey und zwanzigste Vorlesung.

Von der neuern lateinischen Poesie.

Ich hatte, da ich den Euch Anfangs vorgelegten Entwurf ausgeführt, im Sinn, mit der vorhergehnden Vorlesung zu beschliessen. Allein eine besondere Ursache hat diese Zugabe veranlasset. Einige zufällige Anmerkungen, die ich in den vorhergehnden Vorlesungen gemacht, sind manchen unbegründet; ja so gar einichen, wie ich gehört, anstössig vorgekommen.

„Man sagt nämlich, ich habe von der neuern
„ lateinischen Poesie gar zu verächtlich gesprochen:
„ Ich habe dergleichen Versuche, die man doch
„ immer für sehr nützlich gehalten, die von den
„ Gelehrten empfohlen, und durch das Beyspiel
„ der berühmtesten Männer authorisirt worden,
„ gar zu rasch verurtheilt; da doch einige der ge-
„ lehrtesten Männer meistens dadurch in der ge-
„ lehrten Welt Ruhm erworben hätten.„

Die Sache ist wichtig: Ich will mich also hierüber, so kurz ich kann, erklären.

Dieser Einwurf ward eigentlich durch die Vergleichung veranlasset, die ich zwischen Gedichten machte, welche ein Dichter in seiner Mutterspra-

che,

che, und Gedichten die er in einer todten Sprache verfertiget. Ich gab ohne Bedenken den erstern den Vorzug. (*) So unangenehm vielen diese Entscheidung vorkommen mag, so kömmt sie mir doch nach wiederholter Prüfung begründet vor.

In einem Gedicht, das von einer beträchtlichen Grösse und wohl ausgearbeitet ist (denn es ist nicht von poetischen Kleinigkeiten die Rede) muß man vorzüglich auf drey Dinge Achtung geben: Wie man am meisten nützen, wie man am meisten gefallen, und in welcher Sprache man wahrscheinlich etwas vortrefliches zustandbringen werde.

Was die beyden ersten Stücke betrift, so bleibt da kein Zweifel übrig. Ein Dichter, der in seiner Muttersprache schreibt, hat darin offenbar den Vortheil: Sind seine Gedichte so beschaffen, daß man Nutzen oder Vergnügen daraus schöpfen kann, so wird beydes desto leichter geschehen können, weil sie in einer allgemein bekannten Sprache geschrieben sind: Da hingegen Gedichte in einer todten Sprache nur von den wenigen gelesen werden, die mit den classischen Schriftstellern bekannt sind; und zwar in einem solchen Grad, wie es vielleicht weit wenigere sind, als man gewöhnlich glaubt.

Die Syracusaner verschonten denjenigen unter den Atheniensischen Kriegsgefangenen, nach dem

Sieg

(*) Siehe die V. VI. und XIII. Vorlesung.

Sieg über den Nicias, welche Verse aus dem Euripides hersagen konnten; der damals noch lebte, dessen Schriften aber noch nicht in Sicilien gekommen waren. Ein Beweis, wie sehr auch der Pöbel die Schönheiten seiner Trauerspiele zu schätzen gewußt.

Die Italiänischen Bauern können an verschiedenen Orten ganze grosse Stellen aus dem Ariost und Tasso auswendig, (*) die sie mit einer Art von Begeisterung singen oder hersagen. Und ich erinnere mich von einer Begebenheit gelesen zu haben, die dem Ariost begegnet ist: Er fiel einst in die Hände der Strassenräuber, die eben im Begriff stuhnden, ihn mit ihrer gewöhnlichen Grausamkeit zu behandeln; als einer aus der Bande, der ihn vorher zufälliger Weise gesehen hatte, den übrigen seinen Namen und seine Umstände entdeckte. Sie setzten ihn hierauf mit vielen Ehrenbezeugungen in Freyheit; zur Dankbarkeit, (sagten sie,) daß er ihnen mit seinen Gedichten so viel Vergnügen verschaffet: Denn es ist kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, der nicht aus den Werken eines grossen Genie Freude schöpfen könne. Allein dergleichen Wirkungen kann auch der vortreflichste Dichter in einer todten Sprache nicht erwarten: Der zehnte Theil des Publikums

(*) Sehet Addisons Reisen in Italien, unter dem Artikel Venedig.

kums versteht ihn vielleicht; aber neun Theile gewiß nicht.

Das dritte Stück ist es, welches die Vertheidiger der lateinischen Poesie am ernstlichsten verfechten. „Es ist bekannt, sagen sie, daß uns die „Römer in der Poesie weit vollkommnere Mu„ster hinterlassen haben, als wir seither bekom„men. Wenn wir also etwas vortrefliches her„ausbringen wollen, ist es nicht am leichtesten, „wenn wir sie so genau als möglich nachahmen? „Ihre Sprache hat weit mehr Nachdruck und „Harmonie als alle neuern Sprachen; die be„sten unter denselben sind ein verdorbenes Latein: „Wenn also ein Dichter Ruhm erwerben will, „so sollte er sein Gedichte lateinisch schreiben.„

Ich will jetzt weder das Verdienst der Schriftsteller, noch der Sprache miteinander vergleichen; dieses würde mich gar zu weit führen. Ich will für einmal annehmen, daß die Römer in beyden Stücken den Vorzug haben: Aber kann ich nicht ein gutes Muster in einer andern Sprache nachahmen? Ist es nicht besser, ich ahme es in derselben nach, wenn ich solche besser verstehe, als die Sprache des Originals? Wenn schon diese letztere die bessere ist, ist es nicht wahrscheinlicher, ich schreibe in der schlechtern Sprache, die ich aber besser verstehe, schöner, als in der bessern Sprache, die ich in geringerm Grad be-

sitze? Meines Bedünkens sind diese Fragen leicht zu beantworten.

Es giebt Leute, die zweifeln, oder wenigstens sich stellen, als ob sie zweifelten, daß sich dieses auf den gegenwärtigen Fall anwenden lasse. Mir ist es unbegreiflich, wie man hierüber zweifeln könne. Laßt den fähigsten Kopf eine der neuern Sprachen mit dem grösten Fleiß und Genauigkeit, aber nur aus Büchern studiren. Laßt ihn in dieser Sprache ein Gedicht verfertigen: Wie viele Sprachfehler wird ein Kunstrichter dieser Nation in seinem Gedicht entdecken? Und das ist eigentlich der Fall, in welchem heut zu Tag verfertigte lateinische Gedichte sich befinden; ausgenommen, daß keine Richter mehr da sind, welche die Fehler entdecken könnten. Die Verfasser können der Critick entgehen, weil ihre Leser diese Sprache nicht besser verstehen, als sie.

Es ist bekannt, daß wir die Aussprache der alten Römer nicht mehr kennen: Müssen wir uns also nicht beständig gegen den Wohlklang versündigen? Es ist nicht möglich, daß wir die bestimmte Bedeutung vieler Wörter wissen können, die man nur sehr selten und in wenigen Büchern antrift: Und eben so gewiß ist es, daß wir nicht sagen können, warum sich die Bedeutung vieler Wörter durch die Verbindung mit andern verändere; und wie viele Sprachfehler und Idiotismen müssen

sen nur daraus entstehen? Eine gewisse Unordnung und Versetzung, die der lateinischen Sprache eigen ist, und die wir für willkürlich halten, hatte ganz gewiß ihre bestimmten Regeln, die wir jetzt kaum mehr errathen können. Wenn wir also bey allen diesen Unbequemlichkeiten doch in dieser Sprache schreiben wollen, so müssen wir vieles auf ein Gerathewohl ankommen lassen: So wie ein Reisender bey Nacht genau auf seinen Weg Achtung geben, und mit sorgsamer Behutsamkeit in die Fußstapfen seiner Reisegefehrten treten muß. Die Authorität hat uns einen sehr schmalen Weg vorgezeichnet; aber hin und wieder sind noch Risse und Lücken auf demselben, wo man entweder stille halten, oder langsam darüber weghinken muß. Allein ein Dichter sollte mit schnellen Schritten forteilen; er sollte die Sprache seinem Enthusiasmus unterwerfen, nicht den Enthusiasmus der Sprache.

Der grosse Haufe der Menschen, dessen Urtheil in diesem Fall von nicht geringer Wichtigkeit ist, entscheidet für meine Meynung. Welches sind in allen Ländern die Dichter, die man am meisten rühmt, und die man mit allgemeinem Beyfall lieset? Diejenigen, die in der Sprache ihres Landes geschrieben haben. Alle Italiäner kenen den Ariosto und Tasso; die meisten lesen ihre Schriften, und alle bewundern sie. Und nur wenige

unter ihnen kennen einen Vida, Sannazar oder Fracasterio, welche vielleicht unter den Neuern die besten lateinischen Gedichte geschrieben haben? Wird wohl ein Franzose die Verdienste eines St. Marthe, eines Santeuil oder eines Polignac, mit den Verdiensten eines Corneille oder la Fontaine in Vergleichung setzen? Wird wohl ein Engelländer den Buchanan, oder die Verfasser der *Musæ Anglicanæ* mit einem Shakespear, oder Milton oder Pope vergleichen?

Ich kann also mit einem berühmten französischen Schriftsteller nicht übereinstimmen, der die Anmerkung macht, und sie, wo ich nicht irre, als eine Lieblingsmeynung oft wiederholet: Daß es leichter sey, lateinische Gedichte zu verfertigen, weil einige von seinen Landsleuten gar keine Französische, aber hingegen sehr gute lateinische Gedichte geschrieben haben. Meines Bedünkens ist dieser Schluß unrichtig: Er hätte zuerst zeigen sollen, daß sie auch im französischen Versuche gemacht hätten, und daß sie ihnen mißlungen wären. Allein das hat, glaub ich, keiner von denen gethan, die er zu Beyspielen anführt.

Vernünftiger Weise sollte man eher das Gegentheil schliessen: Wenn ein poetisches Genie (und Genie wird in allen Sprachen zu einem guten Gedicht erfodert) in einer todten Sprache gute Gedichte verfertige, so werde es auch eben so

gute,

gute, oder noch bessere Gedichte in einer bekannten lebenden Sprache liefern. Und das wird auch durch die Erfahrung bestätiget: Sannazar hat in seiner Arcadia sehr schöne italiänische Verse hinterlassen. Bembo hat in beyden Sprachen sehr gut geschrieben. Ariosto schrieb anfänglich, nach der Gewohnheit seiner Zeiten, auch lateinische Gedichte, deren einige sehr schön und rein sind: Und es ist bekannt, daß sein Freund der Cardinal Bembo von denselben so vortheilhaft dachte, daß er ihm sehr anlag, sein heroisches Gedicht auch in dieser Sprache zu schreiben: Allein glücklicher Weise ließ er sich nicht dazu überreden. Und aus den ersten Gedichten Miltons können wir mit Grund schliessen, daß er unter den neuern lateinischen Dichtern keine schlechte Figur würde gemacht haben; allein er war klüger, und gab seiner Muttersprache den Vorzug. Eben dieses läßt sich auch von Cowley und insonderheit von Addison behaupten.

Aus diesem allem schließ ich, daß die lateinischen Gedichte zu unsern Zeiten weniger vollkommen seyn können; und über das sind sie auch weit schwerer. Dieses ist ein zweyter Grund, der uns abschrecken sollte, Zeit und Genie darauf zu verwenden; ein Grund der vielleicht bey meinen Zuhörern mehr Eingang findet.

Ich könnte leicht noch verschiedene Gründe an-

führen; allein in einer meines Erachtens so deutlichen Sache würde es überflüssig seyn: Nur einen, der Aufmerksamkeit verdient, will ich noch berühren.

Jederman sollte bey einer wichtigen Unternehmung auch darauf denken, daß die Ausführung derselben, wenn es möglich ist, etwas zum Vortheil und zur Ehre seines Vaterlandes beytrage. In unserm gegenwärtigen Fall gehet das freylich schwer her. Nur wenige sind im Stand eine Sprache zu vervollkommnen, oder durch Gedichte ihrem Vaterland Ehre zu machen. Allein der Zweck und die Absicht ist doch gut; und gesetzt sie gelingen nicht, so ist es doch allemal ein Trost, wenn man denken kann, man habe alles mögliche zur Erreichung eines guten Zwecks beygetragen. Ich darf Horazens Urtheil in einem ähnlichen Fall hier nicht weglassen.

Atque ego, cum græcos facerem natus mare citra
Versiculos; vetuit me tali voce Quirinus,
Post mediam noctem visus, cum somnia vera:
In sylvam non ligna feras insanius, ac si
Magnas Græcorum malis implere catervas.

Ich gebe also den Arbeiten eines Dichters in seiner Muttersprache den Vorzug vor den Gedichten in einer fremden Sprache. Allein, wenn man mich fragt: Ob es denn gar nicht erlaubt sey, lateinische Gedichte zu verfertigen? Ob man

niemand zu dergleichen Versuchen aufmuntern dörfe? Ob man sie mit Verachtung ansehen müsse? Wenn man glaubt, daß dieses meine Meynung gewesen sey, so hat man mich sehr unrecht verstanden. Ich will mich hierüber kürzlich erklären.

Da ich in einer vorhergehnden Vorlesung über die Verfertigung lateinischer Schriften einige Anmerkungen machte, nahm ich gelehrte und wissenschaftliche Werke aus; weil ich aus verschiedenen Gründen glaubte, daß es sehr gut sey, sie in lateinischer Sprache abzufassen. Und es wäre wirklich sehr zu wünschen, daß man dergleichen Bücher in einem deutlichen, reinen, und, wenn es die Natur der Sache erlaubt, in einem zierlichen lateinischen Styl schreiben möchte. Eines der besten Werken über das Gesetz der Natur, Dr. Cumberlands, würde in einem weit vortheilhaftern Licht erscheinen, wenn es nicht in einem so rohen und verworrenen Latein geschrieben wäre. Daher sollte sich jeder Gelehrte die Fertigkeit erwerben, in dieser Sprache schön zu schreiben: Und in solcher Absicht ist es gewiß sehr dienlich, wenn man lateinische Verse verfertigt. Daher würde ich auch allemal jungen Leuten diese Uebung bestens empfehlen. Dieß ist zugleich das einzige Mittel zu einer vollständigen Kenntniß der lateinischen Dichter zu gelangen; und in allen Spra-

chen eine reiche, wo nicht unentbehrliche Quelle des Schönen.

Diese Uebung ist auch darum nützlich, weil sie uns die Stärke und den Reichthum einer Sprache kennen lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt den Ausdruck mit desto grösserer Leichtigkeit abzuändern. Sie kann uns auch in reiferm Alter nicht nur ein unschuldiges, sondern einiger Massen nützliches und feines Vergnügen verschaffen: Und wer etwas vorzügliches hierin zu Stand bringt, kann sich nicht wenig Ruhm erwerben, weil man dadurch zeigt, daß man mit den besten Schriftstellern recht gut bekannt sey, oder, wie man lieber sagt, daß man einen guten classischen Geschmack habe.

Vielleicht kann auch (doch hat man wenig Beyspiele) ein Schriftsteller durch diesen Talent bey Fremden seinem Vaterland Ehre machen. Z. B. die Verfasser der *Musa Anglicana* brachten den berühmten Boileau auf die Gedanken: Eine Nation, die dergleichen lateinische Gedichte aufweisen könnte, müßte in ihrer eigenen Sprache sehr schöne Gedichte haben.

Dieses sind die wichtigsten Vortheile, welche die Uebung in lateinischen Gedichten verschaffen kann; und daraus läßt sich der Werth bestimmen, den man ihnen beylegen sollte: Sie gehört in den Erziehungsplan studirender Jünglinge; nachher ist sie ein angenehmer Zeitvertreib. Man sollte sie selten

oder

oder niemals zu einem Hauptgeschäft machen: Man sollte sie aber auch nicht verachten; denn in einem gewissen Grad ist sie lobenswerth.

Ich hoffe, diese Anmerkungen werden auf die gemachten Einwürfe hinlänglich seyn, und mich von allem Verdacht lossprechen, der vermuthlich nur daher entstanden ist, weil ich mich zu kurz und unvollständig ausgedrückt. Und damit ich mich hierüber vollkommen rechtfertige, so will ich noch einen andern Beweis beyfügen, der meines Bedünkens entscheidend ist, bey dem ich aber vielleicht allzuviel wage. Ich gestehe nämlich, daß ich manchen Versuch in lateinischen Gedichten gemacht habe. Ich hoffe also, man werde mir es zutrauen, daß ich die Uebung in dieser Kunst nicht verachte. Ja ich gehe noch weiter, und wage es, Euch nachstehendes lateinisches Gedicht vorzulegen; zum Beweise, daß ich an dieser Arbeit Vergnügen finde, so schlecht die Ausführung auch seyn mag.

IRENE.

CARMEN HISTORICUM,

AD PRÆHONORABILEM VICE-COMITEM

BOYLE.

Romanos dum Musa modos, alienaque tentat
Regna, tremens, dubio passu, sub luce maligna,
Heu! male dulciloqui numeros imitata Maronis,
Te, BOYLÆE, vocat: Tibi non ignota sonat vox,
Quæ primis admota annis, mentique tenellæ,
Pieridum nitidos puerum te duxit in hortos;
Ergo adsis, dum fas nimirum, & blanda juventus
Crescentis vitæ callem tibi floribus ornans,
Ridet adhuc, levibusque dat otia fallere nugis,
His saltem; quibus ipsa severo numine Pallas
Nempe docet juvenes altis proludere cœptis,
Sensim assurgentes. Teque ecce! volubilis ætas
Ad majora rapit; sapientum evolvere scripta,
Græcia quos peperit, quos artibus inclyta Roma,
Nec minor his, Britonûm, Phœbo carissima tellus:
Hinc regere eloquio populos, sanctumque senatum,
Consilioque gravi patriam fulcire labantem,

Atque

Atque novum claræ poteris decus addere ſtirpi.
Tu quoque florenti jam nunc gratularis alumno,
Alma parens: Quin hujus & eſt mihi portio laudis.

Jam Scythiæ linquens hiemes, fluviosque perenni
Conſtrictos glacie, ſolique impervia regna,
Gens effræna virûm vaſtabat cladibus orbem
Attonitum. Non perpetuâ juga cana pruinâ,
Murorumque moræ, rapidos non æquora curſus
Oppoſitæve acies rumpunt. Orientis ab oris,
Occiduum ad Phœbum, quà littora Bosphorus urget
Perpetuo fremitu, dirâ cùm ſtrage procella
Intonat. Euxini fluctus & Caſpia regna,
Caucaſeæ rupes, vaſtique tremunt juga Tauri;
It ſupplex rutilas volvens Pactolus arenas.

Quinetiam imperio tot quondam Græcia terras,
Tot populos complexa ruit. Jam regia (*) cingit
Mœnia victor ovans: Tormentis ferrea grando
Funditur, & celſas quatiunt nova fulmina turres.
Murorum ſolida tandem compage ſoluta,
Ingreditur, captaque ferox dominatur in urbe
Hoſtis; & in ſummis vexilla trementia muris
Auratas præbent vento diffundere lunas.
Convellunt portas, & inundant ſtrata viarum
Milites: Tum rapidas jactant ad culmina flammas;
Sævit atrox ignis, victorque incendia volvit

(*) Byzantii vel Conſtantinopolis.

Cum ſtrepitu, cœlum & longe maria alta relucent.
Effuſus furor hinc, & plena licentia ferro,
Sternitur infelix populus diſcrimine nullo,
Infantes, canique patres, innuptaque virgo,
Et gemitus tota morientûm perſonat urbe.

Ipſe Mahumedes fulgentibus arduus armis
Agmen agit, bello invictus, cæcumque tumultum
Dirigit, exacuens iras, & funera miſcet;
Hunc luctus, gelidusque pavor comitantur euntem
Et lethum crudele; lavat veſtigia ſanguis.

Nec mora. Regales confeſtim turba penates
Aggreditur; rupto æratæ jam cardine valvæ
Diſſiliunt, temeratque novus loca ſacra tumultus:
Tum fragor armorum, tum fœminei ululatus
Ingeminare, minæque immiſtæ; it clamor ad auras.

At Cæſar, fatis utcunque oppreſſus iniquis,
Cuncta videns amiſſa, & ineluctabile numen,
Pugnat adhuc inter primores, fidaque bello
Pectora, non dubiam quærens per vulnera mortem.
Hunc audentem animis, & adhuc vana arma moventem,
Hoſtis atrox cingit, mediisque in millibus unum
Claudit, & everſum ſternit: tum multa pedum vis
Inſilit, illiditque ſolo, calcatque, premitque
Exhalantem animam; non regia celſa gementi
Adgemit; exuperat miſto clamore tumultus,
Et longè ſævas voces vaſta atria volvunt:

Concidit

Concidit informi letho; pariterque vetuſtum
Imperium ruit, & ductum per ſecula regnum.
Interea trahitur magnâ comitante catervâ,
Eximia virgo forma, & florentibus annis;
Quam trepidam, dubioque ſequentem devia paſſu,
Cum clamore trahunt captam, ſpolia ampla tyranno.
Conſtitit hæc cœtu in medio, ſine more fluentes
Sparſa comas, lacrymisque genas madefacta decoras:
Qualis ubi lucis portas Aurora recludit;
Quâ roſeos tollit vultus Dea, rore madeſcunt
Punicei flores, gemmataque prata renitent.
Stant proceres taciti; durusque haſtilia miles
Inclinant, denſique inhiant & ſingula luſtrant,
Inſolitam ſpeciem ac divinæ munera formæ,
Ambroſiasque comas, teneris rorantia nimbis
Lumina, marmoreumque premens ſuſpiria pectus,
Spectant inexpletùm, ſubito perculſus amore
Rex Aſiæ, figitque avidos in virgine vultus.
Tum fari hortatur quæ ſit; quo ſanguine creta;
Quid petat; & trepidam verbis ſolatur amicis.
(*) Ac veluti citharam doctus pulſare ſonantem,
Et liquido cantu ſuſpenſas ducere mentes,

(*) Qual muſico gentil, prima che chiara
Altamente la lingua al canto ſnodi,
All' harmonia gli animi d' altrui prepara;
Con dolci ricercato, in baſſi modi:
Coſi coſtei, che ne la doglia amara
Gia tutte non oblia l' arti & le frodi;
Fà di ſoſpir breve concento in prima,
Per diſpor l' alma, in cui le voci imprima.

TASSO GIERUS. Canto XVI. Stanza 43.

Protinus haud voce ingenti ſacra ora reſolvit,
Dulcia ſed tenui flectens modulamina cantu
Proludit, ſenſimque illabitur intima corda:
Talis & hæc artis memor in diſcrimine ſummo
Fœmineæ, demiſſa caput, ſuſpiria ducit,
Et lacrymis faciles aditus ad pectora pandit;
Circumfuſa armis roſeo dein incipit ore.
O rex, attonitum vaſto qui turbine mundum
Concutis invictus, patriasque in mœnia lunas
Erigis, invalidæ ſaltem miſerere puellæ,
Jam paſſæ mala dura, & adhuc graviora timentis.
Non humilis tamen, & plebejo ſanguine creta
Complector genua, illacrymans; ſed regibus orta
Sceptrigeris, quibus hæc olim pulcherrima tellus
Paruit, exultans meliori Græcia fato.
Ipſe etiam Cæſar, qui funera multa ſuorum
Viderat heu! miſer, & miſera jam morte peremtus,
Me natam, caræ genitricis nomine dictam
IRENEN, in ſpem regni pater optimus alti
Eduxit; nunc vincla ferunt contraria fata.
O patria! O genitor! Domus o per ſecula, terræ
Regnatrix! ergo omnes radice evertit ab ipſa,
Gens effuſa polo, atque æterni numinis ira.
Me tamen haud lethi facies, vibrataque terrent
Spicula; deſcendam læto jam funere ad imos,
Caſta tamen, manes, & digna parentibus umbra:
Quin reſera hoc gremium, vitamque abrumpe mo-
rantem.

Sed

Sed te per teneros, ſenſit ſi pectus, amores,
Per dulces natos, caſti per fœdera lecti,
Per majorum umbras oro, per quicquid ubique eſt
Sacrati, prohibe infandos a corpore tactus,
Neu mihi virgineos vis barbara polluat artus.
Hæc ait, & gemitus preſſit luctantia verba.
Stant proceres innixi haſtis, inſuetaque flexit
Corda dolor, lacrymæ manant invita per ora.
Non eadem regi facies, non priſtina manſit
Durities; animum ſpecies præclara loquentis
Accendit, majorque afflictæ gratia formæ.
Tunc ille breviter: Quis te, pulcherrima virgo
Læderet, aut caſtum violaret vulnere corpus,
Crudelis? Non hæ nobis victoribus iræ:
Solve metus: Neu finge animo nos impia ferre
Sceptra, & inhumanis ſævos gaudere triumphis.
Gloria non mendax, non prædæ inſana cupido
Armatos in bella trahunt; aſt ardua juſſa
Divini VATIS, cœlique ſuprema voluntas;
Exulet ut vetus impietas, ut fulgeat alte
Vera fides, iret magnis ſub legibus orbis.
Ipſe tibi, incenſus tantæ virtutis amore,
Munera magna feram, majoraque regna paternis
Subjiciam; preme ſingultus. His demere dictis
Æger amore ſtudet curas, ſolvitque timorem.
Hanc Selymus, cui fœmineæ cuſtodia prædæ
Credita, deducit mœſtam in penetralia celſa,
Lætantes inter turmas, crepitantiaque arma.

Imperii rex inde gravi de pondere, canis
Cum patribus, qua vi gentes frænare superbas,
Quos bello vastare, quibus dare jura subactis,
Consulit; & regni surgentis lubrica firmat.

Interea summo, jussu victoris, honore
Excipitur virgo. Thalamis fulgentibus ostro,
Auratis excelsa toris, & murice spreto,
Mœsta jacet: Sculptas onerant convivia mensas,
Nequicquam; vinum gemmato spumat in auro.
Centum florentes forma & juvenilibus annis,
Barbara quas acies regum de stirpe creatas
Sedibus abripuit crudeli sorte paternis,
Circumstant agiles nymphæ; blandisque ministrant
Officiis: Fundit dulci pars carmina voce;
Pars tremulos docto percurrit pollice nervos;
Scilicet infixas ut possint fallere curas,
Exuat & lentos sensim mens ægra dolores.
Ipse ferox victor, durum cui pectus amore
Æstuat, assiduis precibus fastidia tendit
Vincere, nunc votis supplex, nunc leniter urgens
Blanditiis, simul & promissa ingentia miscet,
Regalem exponens oculis longo ordine pompam.

Quid potuit virgo infelix? Quâ rumpere tantas
Insidias; qua vi sævis obsistere fatis?
Hinc regalis honos, menti quoque grata potestas
Fœmineæ, clarusque faventi marte tyrannus
Sollicitant; subitâ absterrent prostrata ruinâ

Indè

Indè paterna domus, miseræ sola ipsa superstes
Reliquiæ; & tepidi cognato sanguine rivi.

At natura trahens intus, spes læta, juventus
Flexilis, & tempus quod lenit acerba, labantem
Evicere animum, fallacisque ardor amoris
Dulcis inexpertæ. Qualis flos imbre gravatus
Labitur, & mæstis moriens languescit in hortis;
At Zephyro spirante levis se tollit ad auras,
Purpureos pandens læto sub sole colores:
Non secus Irene luctu lacrymisque fugatis,
Enituit: medios inter regina triumphos
Incedit, niveam cingens diademate frontem,
Exultans umbra, titulisque inflata superbis.
Ah misera! immitem teneris amplexibus hostem,
Immemor eversæ patriæ cæsique parentis,
Ergo foveo facilis, sortisque ignara futuræ?

Jam belli vox rauca silet. Non ærea cantu
Accendit tuba florentes ad prœlia turmas;
Non undare cruor, non armis fulgere campos;
Mœnia non tremere horribili concussa fragore;
Asper at exuta mollescit casside miles,
Regis ad exemplum, luxuque effrænis inerti
Lascivit. Viridem pars lente fusa per herbam
Umbriferos inter ramos, & murmur aquarum,
Concentusque avium, longis exhausta periclis
Membra fovet, vetiti libantes pocula Bacchi,
Instaurantque dapes: Pars cœco vulnere fixa

Haurit

Haurit amans teneras curas, & blanda venena,
Captarum illecebris, & grata compede vincta.
Qualis ubi rapido belli de turbine Mavors
Pulverulentus adhuc & fervens cæde recenti,
Victus amore, Cyprum quærens Paphiosque recessus,
Cœlestes petit amplexus, & dulcia furta:
Tum belli siluere minæ; fremit Ira, Pavorque
Nequicquam, infrendet telo Mors sæva represso;
Candidaque effulget lætis Pax reddita terris.
Sed non longa quies: Accendit pristinus ardor
Corda virum, & turpi pudet indulsisse veterno:
Exstimulat Pietas atrox; simul alta priorum
Gloria gestorum; atque angens satiata Libido:
Ergo indignantes luxu fregisse vigorem,
Arma fremunt omnes, & mollia vincula rumpunt.
Præterea vulgus non cœco murmure regem
Incusat, quem nunc, pudet heu! muliercula victum
Detinet amplexu indigno; dum colligit hostis
Dispersas acies, & bellum sponte minatur,
Hæc agitant, gliscitque truci violentia turbæ.
Senserat insolito misceri castra tumultu
Mustapha, quem claro virtus insignis honore
Evexit, regîque dedit fulgere secundum
Imperio: Metuens igitur ne serperet ultrâ
Tanta mali labes, sumantque incendia vires,
Præcipitare moras statuit, regemque requirit:
Atque ita sublimem compellat voce tyrannum.

O decus

O decus heroum, ſummi ſate ſanguine vatis,
Quem tellus devicta tremit, qua flavus Hydaſpes
Gurgite fumanti tepidos ſecat aureus agros,
Threicias longe ad hiemes Hebrumque nivalem;
Sit fas vera loqui, ſinceraque promere dicta,
Aſperiora licet; veſtræ res aſpera poſcunt.
Quicquid ſol oriens luſtrat, terras ubi nunquam
Romani fulſêre aquilæ, devicimus armis:
Nunc quoque tot ducibus, tot quondam læta triumphis
Græcia vaſta tremit, regnique vetuſta ſuperbi
Fumat adhuc ſedes, ſpumatque cruore recenti.
Unde quies igitur? Belli cur fulmina ceſſant?
Deterior bello nos luxus fregit. Ad arma
En! iterum denſæ excuſſo torpore catervæ
Conveniunt, haſtasque minaci murmure vibrant,
Concuſſisque fremunt clypeis, regemque repoſcunt.
„ Cur medio, exclamant, languet Victoria curſu?
„ Cur torpent dextræ, & ceſſat Bellona tonare?
„ Et nunc attoniti repetitis cladibus hoſtes
„ Exhauſtas reparant vires. En! agmina cogunt,
„ Auratasque cruces iterum dant fulgere ventis.
„ Quid rex interea, ſæva quem ſtrage cruentum
„ Horruerant toties, qui Græco ſanguine tinxit
„ Flumina, & evertit fumantes fulmine muros?
„ Imbelles fovet amplexus, inhoneſtaque carpit
„ Gaudia, & ingentes fœdo ſpes rumpit amore."
Scilicet hæc mandant divini oracula vatis?

Sic proavi meruere? Fidem ſic protegis armis?
Surge, age, molle jugum collo excute, clarus, ut olim;
Egredere, O noſtrum decus. En! horrentia ferro
Millia multa vocant, ingens clamore remugit
Bosphorus, armorumque relucet fulgure cœlum.
Exarſit victor monitis; excuſſus amoris
Torpor abit, rurſumque animis fremit arduus arma:
Sic bellator equus, quem mollis inertia pugnæ
Detinet oblitum, per paſcua læta vagantes
Inter equas, mulcetque ſolutum blanda cupido;
Arma crepent ſi forte, tubæ vel acuta ſonet vox,
Igne recaleſcit ſolito; tremit, arrigit aures,
Scintillatque oculis; reſonant hinnitibus arva.
Tunc breviter; Cum lux reſerabit craſtina cœlum,
Agmina dic coëant inſtructis cuncta maniplis,
Atque forum repleant; ſolium ſublime locetur:
Ipſe adero, & vanos pellam ratione timores.
Dixerat. Hic regis properans mandata faceſſit.
Poſtera cœruleos fluctus Aurora reliquit,
Pallidaque emergens extinxit ſidera Titan,
Cum tuba clara canit: Tunc agmina denſa coire
Cernere erat, juſtisque forum ſtipare maniplis,
Frænatis in equis; inter quos limite longo
Ductores volitant, auroque oſtroque decori:
Pondere terra gemit; per templa domosque coruſcat

Aenea lux, longoque illuſtrat fulgure cœlum:
Mille tremunt vexilla, ſinusque ad flamina pandunt
Purpureos, curvæ diſcurrunt aëre lunæ.
Stat circum inſtructus miles, pacataque vibrat
Tela manu; ferri tremulus nitor exit ad auras
Concuſſi, dum turba fremens movet ordine denſo:
Qualis ubi primum jubar extulit ætherius Sol,
Mane novo, ſummum leviter cum flamina ſtringunt
Oceanum, criſpantur aquæ; mox tollitur, altum
Magna mole fremens; albeſcunt cærula ſpumis.
Incerti, quæ cauſa vocat, quidve inſtet agendum,
Suſpenſis dubitant animis, quæruntque paventque,
Arrecti ad vanos ſtrepitus; hinc corpore vaſto
Fluctuat huc illuc inclinans turba, viciſſim
Pulſaque, & impellens, motuque reciproca vibrat.
Aſt ubi, cum magno princeps clangore tubarum
Arduus ingreditur, multoque ſatellite cinctus,
Huc omnes tendunt, oculisque & mentibus hærent:
Haud ſecus alma Ceres, gravidis quæ nutat ariſtis,
Collis apricus ubi aut felix uligine campus
Semina læta fovet, dum veſpertinus oberrat
Aër & incerto variantur cardine venti,
Huc levis atque illuc fluitat, qua ſpiritus urget
Mobilis; at dubio ſi tandem regnet olympo
Eurusve, Zephyrusve, aut imbribus humidus
Auſter,
Hæc ſequitur facilis victorem, huic aurea culmos
Flectit, & unanimi procumbit meſſe ſupina.

Excelſum in medio ſolium ſupereminet, amplis
Porrectum ſpatiis, multoque inſternitur oſtro;
Conſidet hic ingens victor; ſimul inclyta regum
Græcorum ſoboles, cui ſplendida murice & auro
Veſtis & inſignis gemmarum luce coruſcat;
At velo caput abdiderat, vultusque decoros.
Tum vero cecidit ſonus omnis, ut alta ſilet nox.
Tandem conſurgens clara rex voce profatur.

Audivi, nec me latuerunt murmura veſtra
Quæſtusque inſani, milites; me nempe prioris
Oblitum decoris, me religionis avitæ
Immemorem, fœda languere cupidine captum.
Scilicet hæc merui? Me ſiccine noſtis, iniqua
Pectora, qui totum laceravi cædibus orbem
Chriſticolam, qui tantum everti ſedibus imis
Imperium? Ecquando ſegnem me, aut forte morantem,
Vel cupidum vitæ tranquilla & tuta ſequentem
Vidiſtis, dum pugna furit? Vos teſtor: An ultro
Incendentem animos, medioque in turbine belli
Pulvere conſperſum, multoque cruore rubentem?
Quis fluvios innare ferox, quis mœnia primus
Scandere, per denſos hoſtes, per tela, per ignes,
Stridenteſque globos, & ſæva tonitrua ferro;
Atque triumphantes muris infigere lunas?
Hæc mea laus; ſileam quid enim, quod Græcia, quod ſol

Teſtatur,

Teſtatur, quod adhuc in pectore multa cicatrix?
Dextera nec, magis hac, ditavit manibus umbras.
Ceſſavi fateor; belli vox rauca parumper
Conticuit; dedimus nos corpora laſſa quieti.
Usque adeone nocet, poſt tot diſcrimina rerum,
Vel ludis animum, vel membra fovere ſopore?
Nec venit in mentem, quæ ſit ſors aſpera vitæ
Mortalis, quam feſſa malis infractaque, poſcat
Alternas mens ægra vices, & dulce levamen?
Inſuper audite, atque animis hæc figite dicta.
Rex ſum, non titulos jactans & inania ſceptra;
Haud veſtrum eſt igitur ſcrutari pectora regis,
Senſusque arcanos; ſed contra horrora vereri
Sancto perculſos: Veſtrum eſt parere, jubebo:
Mors premet invitos; eſt omne rebellio murmur.
Quid tamen admiſi facinus? quæ tanta peregi?
(Ut loquar ex æquo.) Quid enim? Male cautus amabam.
Eſto; novum crimen vos primi fingitis. Ergo
Rex, juvenis, victor nunquam ſine crimine amabit?
Nil mos, nil leges, pietas nil tale profatur.
Ipſe Mahummedes, qui ſancta oracula cœlo
Deduxit puramque fidem mortalibus ægris,
Divinus vates; cum bellum pace mutavit,
Otia fœmineo vacuus conſumpſit amore.
Quid pretii ſperat ſuper ignea ſidera virtus?
Quem ſequimur finem? Perfunctis munere vitæ
Egregiis Deus ipſe viris quæ dona rependet?

Scilicet insignes præstanti corpore Nymphas,
Atque immortali florentes vere juventæ,
Halantes per agros, ad aquarum murmura blanda,
Concentus inter volucrum, viridante sub umbra,
Amplecti dabit; & viventes omne per ævum
Carpere perpetua semper nova gaudia flamma.

Hujus at erroris (si me tamen abstulit error)
Quæ mihi causa fuit; quæ, discite, qualis origo,
Compede qua teneor; sic enim sint ferreo vobis
Corda licet, spero tamen ignoscetis amanti,
Cernentes faciem, qua me pulcherrima vicit
Aetheriis similem, & radiantia lumina flammis.
Aspicite: atque meum, si fas, reprendite crimen,

Hæc fatus, velum detraxit ab ore puellæ
Qualis ubi spissa dudum sol conditus umbra,
Aureus emergit, tandem caligine pulsa,
Splendidior; ridet diffuso lumine cœlum.
Non aliter posito velamine, regia proles
Extulit os roseum, solioque refulsit ab alto.
Attonitæ stupuere acies, avidosque tuendo
Defixæ pascunt oculos, tacitæque pererrant,
Quam faciem! quali cum majestate venustam!
Atque genas divæ similes; ac lactea colla;
Perque humeros crines, & eburnea pectora sparsos.

Inde repentino cum primum erepta stupore
Libera mens rediit, tollunt ad sidera plausus
Sponte sua, dignamque fatentur crimine formam.

Conſtitit, atque diu trux agmina circumſpexit,
Terribiles volvens oculos, tum murmura dextra
Compeſcens, torvo ſic addidit ore, tyrannus.

Jam ſatis eſt; ficto me crimine ſolvitis: Illam
Quis non victricem agnoſceret? Aethere talem
Ipſe ingens vates vix credam amplectitur ulnis.
Es, fateor, mihi jure tuo cariſſima, vultu
Aemula cœlicolis, animi neque dotibus impar,
Irene, mea lux, regum certiſſima proles:
Non radii ſolis, non vitæ carior ipſe
Spiritus hic, non qui nutrit præcordia ſanguis;
Eſt tamen his radiis, eſt vita carior ipſa
Gloria, & invidia tandem laus bellica major:
Nec frangent animum molles, ne fingite, curæ.
Quid quod amem? Tamen & rex ſum, bellator, & heros:
Forſan amantem ætas, imbellem haud poſtera, tradet.
Fracta meas iterum plorabit Græcia vires,
Occiduique orbis dominatrix, impia Roma:
Ecce! incenſa ruunt delubra, crucesque profanæ,
Et ſimulacrorum fractus reſonabit humi grex.

Quin hæc accipite, & veſtrum cognoſcite regem.
Audebit quicunque meos reprendere mores,
Immemorem carpens famæ, luxuque ſolutum,
Quid carâ pro laude geram, quid vindice dextra
Molior, aſpiciat: — „Meque inde tremiſcite cuncti.„

Hæc

Hæc ait, & gladium diſtringens, impulit *ictu*
In collum IRENES. Cadis! heu! pulcherrima, dextra
Qua minime decuit, ſævæ data victima famæ:
Felix, ſi patriis jacuiſſes caſta ruinis,
Nec tibi barbarici placuiſſent fœdera lecti!
Nam mutilus ſubitâ truncus procumbit humi vi,
Singultansque tremensque cruorem tramite multo
Purpureis ſtillans rivis: Caput exilit alte
Avulſum, longo rapiturque volubile tractu.

Cœleſtes, illi fœdos jam ſanguine, vultus,
Pallentesque genas, extinctaque lumina cernunt,
Attoniti; exanguesque metu; labefacta per *oſſa*
Horror iit. Siluere diu: Mox undique triſtis
Prorupit gemitus, perque agmina vaſta cucurrit.
Rex abit, infrendens graviter, viſumque relinq*uit*.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lawson, John, 1712-1759

Johann Lawson's Doctors der Gottesgelehrtheit und Professors der Beredsamkeit und Geschichte zu Dublin, Vorlesungen über die Beredsamkeit aus dem Englischen übersetzt
Bd.: 2.

Zürich (1777)

L.eleg.g. 228-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10811895-8
VD18 1255233X-001